



◀ FRECKENHORSTER KREIS ▶

INFORMATIONEN

Heft 167

Dezember 2020

Wer muss umkehren?

Wohin?



INHALT

<i>Heinz Bernd Terbille:</i> Einladung zum Lesen	S. 3
Stellungnahme des FK – Zur Erinnerung	S. 4
<i>M.Ebner:</i> Ist's uns ernst mit dem allgemeinen Priestertum ?	S. 9
<i>A. Wuckelt:</i> Eine Verfestigung des Klerikalismus	S. 13
<i>W.M. Burggraf:</i> Basisgemeinden – das Gegenteil von Kirche?	S. 16
<i>H. Häring:</i> Was kann eine Gemeinde tun?	S. 19
<i>Sr. H. Schreier MC:</i> Offener Brief an Bischof Voderholzer	S. 25
<i>F. Kerstiens:</i> Corona und die Kirche	S. 28
<i>F. Kerstiens:</i> Fels und Satan - Gedanken zu Mt 16,21-27	S. 33
„Wie ich ökologisch bekehrt wurde“	
Ein Bekenntnis von Papst Franziskus	S. 37
<i>H.B. Terbille:</i> Berichte aus dem StAK: Aggiornamento oder	
Restaurations	S. 41
<i>H. Steinkamp:</i> Projekt „2020 an der Seite der Armen“	
Das Evangelium - aus der Perspektive der Armen	S. 45
<i>A. Laakmann:</i> Frauenwürde - Donum vitae	S. 49
Termine	

Unsere Internetseite finden sie unter: www.freckenhorster-kreis.de



The screenshot shows a web browser displaying the website www.freckenhorster-kreis.de. The browser's address bar shows the URL. The website's header features a logo with a cross and the text "FRECKENHORSTER KREIS". Below the logo is a navigation menu with the following items: "Aktuelles & Termine", "Termine", "Aktuelle Berichte", "Unsere Themen", "Glaubwürdig und Befreiend", "Gemeinsam Verantwortlich", "Von der Basis her", and "An der Seite der Armen". The main content area displays a large group photograph of approximately 20 people, mostly elderly, standing and sitting on a bench outdoors in front of a brick building.

Titelbild: Judith Lisser-Meister / pixelio.de - bearbeitet

liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde des Freckenhorster Kreises, liebe Leserinnen und Leser,

zu Beginn der Einleitung seines bedeutenden Buches „Der Laie – Entwurf einer Theologie des Laintums“ (Schwabenverlag, Stuttgart 1957) zitiert der Dominikaner Yves Congar den Kurienkardinal Gasquet (1846 – 1929), der folgende Anekdote erzählt: Ein Taufbewerber fragte einen katholischen Geistlichen nach der Stellung des Laien in seiner Kirche. Die Stellung des Laien in unserer Kirche, erwiderte der Priester, ist eine zweifache: Er kniet vor dem Altar, das ist seine erste Stellung; er sitzt unter der Kanzel, das ist seine zweite Stellung. Der Kardinal fügt hinzu: Seine dritte vergaß man zu nennen: Er greift nach seinem Geldbeutel.¹ An dieser Stellung des Laien in der katholischen Kirche, folgert Congar, hat sich bis in 1950er Jahre im Wesentlichen nichts geändert und wird sich auch nichts ändern.

Die Stellungnahme des Freckenhorster Kreises zu den Bischofsbriefen 1994 zu Beginn dieser FK-Informationen ist ein anschauliches Beispiel, wie konstruktive Laien-Mitarbeit beim Diözesan-Forum auf der klerikalen Entscheidungsebene entwertet wird. Dieses Verhalten fördert bei Laien das Bewusstsein, in einer Kirche zu leben, ohne ihr wirklich als tätiges und berechtigtes Glied anzugehören.

Die jüngste Instruktion der vatikanischen Klerus-Kongregation zur „pastoralen Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst der missionarischen Sendung der Kirche“ vom 20. Juli 2020 schärft dieses Bewusstsein. Gut ausgebildeten, theologisch und kommunikativ geschulten Frauen und Männern wird trotz fehlender amtsfähiger Priester keine Leitungskompetenz in Pfarrgemeinden zugestanden. An der anekdotenhaften Beschreibung des Laien in der Kirche hat sich also im Wesentlichen nichts geändert. Auch die dritte Stellung, das „Ergreifen seines Geldbeutels“, ist in der Instruktion geblieben.

In der Kongregation hat man bei lauter gemeindefernen Klerikern in Schwarz, Violett und Rot wohl nicht mitbekommen, dass längst weltweit Ortsgemeinden trotz römischer Warnung oder gar Verbot zu großräumigen Pfarren zusammengefügt wurden. Wohin sollen dann unter diesen Bedingungen großräumige Pfarreien und wer mit ihnen in ihrem missionarischen Dienst umkehren?

Zur Beantwortung dieser Frage bieten die Beiträge dieses Heftes Bilder einer zu respektierter und mündiger Mitarbeit einladenden jesuanischen Kirche.

Heinz Bernd Terbille

1 Yves Congar, DER LAIE, Schwabenverlag, Stuttgart, 1957, S. 7

Zur Erinnerung:

In den Wochen nach Ostern 1994 schrieb Bischof Reinhard Lettmann mehrere Briefe an alle damals noch 689 Pfarrrgemeinden, an die Priester, Diakone und Pastoralreferent*innen des Bistums Münster. Zu diesen Briefen verfasste der Freckenhorster Kreis die folgende kritische Stellungnahme aus der Perspektive einer Evangelium gemäßen Kirche.

Stellungnahme des Freckenhorster Kreises zu den Bischofsbriefen über eine Neuordnung der Gemeindestrukturen

Der Anlass

Im April 1994 erhielten Gemeinden, Priester, Diakone, pastorale Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen mehrere Briefe des Bischofs, in denen er die Dringlichkeit einer Neugestaltung der Seelsorge betont. Zugleich legt er einige pastorale Überlegungen für die Zukunft vor, die er als richtungweisend darstellt.

Diese Briefe kamen vor Abschluss der Gemeindebefragung heraus, die die Bistumsleitung zu diesem Thema selbst initiiert hatte. In dem vom Bischof vorgestellten Konzept werden die Beschlüsse des unter großem Einsatz aller Teilnehmer durchgeführten Diözesanforums schlichtweg ignoriert.

Das steht in krassem Gegensatz zu der Transparenz und Dialogbereitschaft, die die Delegierten während des Diözesanforums erfahren haben.

Thesen zur Situation

- Niemand kann bestreiten, dass die Zahl der Priester dramatisch abnimmt (53% der Priester sind über 60 Jahre alt) und dass es wenig Nachwuchs gibt.
- Niemand bezweifelt auch, dass es - noch - genügend junge Männer und Frauen gibt, die - unter zeitgemäßen Bedingungen - aus Überzeugung ein Amt in der Kirche übernehmen würden.
- Niemand kann leugnen, dass es in der Urkirche in den Gemeinden eine Vielfalt von Diensten und Ämtern gab, und zwar die, die die Gemeinde brauchte, um ihren Auftrag zu erfüllen.

Kritische Anmerkungen zum Bischofsbrief

- Was in Wirklichkeit eine Notstandsverordnung ist, wird vom Bischof zur wegweisenden Zukunftsgestaltung hochstilisiert. Nicht weil die Gemeinden sie brauchen, sondern weil der Priestermangel sie notwendig macht, werden erweiterte pastorale Glaubensräume anvisiert

beziehungsweise vorgeschrieben.

- Wenn sich Gemeinden immer häufiger durch Priestermangel in Notlagen befinden, dann sollten zunächst die auch vom Kirchenrecht vorgesehenen Möglichkeiten ausgeschöpft werden.

Bestimmte pastorale Dienste könnten beispielsweise an Laien übertragen werden. Das aber lehnt der Bischof kategorisch ab und tut so, als ob diese Möglichkeiten gar nicht bestünden. Stattdessen ordnet er alle Veränderungen einer priesterzentrierten Gemeindegestaltung unter und glorifiziert dies als zeitgemäße Gestaltung kirchlichen Lebens.

- Die Briefe erwecken den Eindruck, dass die Konsequenzen des Konzeptes „erweiterter Lebensraum als pastoraler Großraum“ keineswegs realistisch eingeschätzt werden. Die Optimismus verbreitenden Termini: „Chancen“, „tragfähige Lösungen“, „Entlastung“ und „Bereicherung“ entsprechen nicht den bisherigen Erfahrungen mit der Leitung mehrerer Gemeinden. Wieso sollte gerade in pastoralen Großräumen mit weniger Pfarrern und Hauptamtlichen eine qualifiziertere Seelsorge möglich sein? Viele Priester fühlen sich doch schon jetzt durch die angespannte Personalsituation überfordert.

- Der Begriff „erweiterter pastoraler Raum“ soll Offenheit, Liberalität, neue Perspektiven und Differenziertheit signalisieren. Er ist aber inhaltlich ungeklärt und daher reine Leerformel.

Außerdem haben in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen gerade diese Großräume versagt. Seelsorgeeinheiten und Gemeindefusionen zerstören die notwendige Einheit der Gemeindevollzüge: Diakonie, Liturgie und Verkündigung.

Es entstehen im besten Fall hochdifferenzierte Servicezentren, die einer anonymen Versorgungsmentalität Vorschub leisten. Gegen pastorale Großräume spricht vor allem, dass in ihnen schnell die Armen, die Kranken und die Schwachen auf der Strecke bleiben, weil sie nicht an der Erweiterung der Lebensräume partizipieren können. Gerade sie sind aber die Hauptadressaten der Botschaft Jesu und damit der eigentliche Kern der Gemeinden.

- Der Bischof moniert „Unbeweglichkeit und Besitzstandsdenken“ in den Gemeinden, die um ihre Selbständigkeit kämpfen und die eine selbstbestimmt kooperierende Pfarreiengemeinschaft der „Großraumseelsorge“ vorziehen. Nach seinem Konzept muss sich alles ändern, damit das Amt bleiben kann, wie es ist, obwohl dessen Ausprägung im Lauf der Geschichte einen vielfachen Wandel erfahren hat.

- Es zeugt von erheblicher Geringschätzung des Dialoges innerhalb unseres Bistums, wenn der Bischof zwar zunächst von „wichtigen Im-

pulsen des Diözesanforums" spricht, dessen unmissverständliche Beschlüsse aber schlicht übergeht. Wie ernst werden die Gemeinden, die Christen und Christinnen genommen, die unter großem Engagement in demokratischem Dialog Voten und Beschlüsse über die Zukunft der Gemeinde erarbeitet haben, wenn jetzt „von oben" angeordnet wird, wie der Aufbruch in die Zukunft aussehen soll. Kann der Bischof es verantworten, Christen und Christinnen zu entmutigen und zurückzuweisen, die noch bereit sind, am kirchlichen Erneuerungsprozess mitzuarbeiten? Auch wenn Widerstand Rom gegenüber anscheinend unmöglich ist, so hätten wir doch erwartet, dass der Bischof sein Bedauern über die starren römischen Vorgaben erkennen lässt. Wie in anderen Konflikten ordnet er auch in dieser Frage die Verantwortung für sein Bistum in fraglosem Gehorsam den Wünschen Roms unter.

Schlussfolgerungen

Eine Kirche, die sich als Gottesvolk auf dem Weg versteht, gleichzeitig aber monarchisch und zentralistisch geleitet wird, handelt nicht entsprechend ihrem Selbstverständnis.

Eine Kirche, die sich als "communio" versteht, aber nur einseitig von oben nach unten entscheidet, ist unglaubwürdig.

Deshalb spricht sich der Freckenhorster Kreis in einer Übergangszeit für die freiwillige Kooperation von Gemeinden aus, um der Notsituation zu begegnen. Auf lange Sicht setzt er auf die Stärkung von Selbstständigkeit und Eigenverantwortung in den Gemeinden, auf die Stärkung von Laien, die Gottesdienste leiten, auf die Stärkung von Pastoralreferenten und -referentinnen, die Sakramente spenden, auf die Stärkung von Eltern, die sich als Katechetinnen und Katecheten in den Dienst der Verkündigung stellen. Denn so werden „von unten" - in den Gemeinden selbst - die Voraussetzungen für neue Zulassungsbedingungen zum kirchlichen Amt und für neue Dienste geschaffen, wie es schon in den Anfängen der Kirche üblich war.

So ist es auch im Kommissionspapier 9 des Diözesanforums zu lesen: „In früheren Zeiten kannte die Kirche neben den Ämtern von Bischof, Priester und Diakon eine Vielzahl von Diensten und Ämtern. Sie alle wirkten in unterschiedlicher Weise und Intensität an der Seelsorge mit. Einige von ihnen sind untergegangen, weil ihnen in späteren Zeiten keine Aufgaben mehr entsprachen, oder sie haben sich - wie die Weiheämter selbst - gewandelt. So gilt es stets herauszufinden, was die jeweilige Zeit fordert.

Es ist Vertrauen in die Kraft des pfingstlichen Heiligen Geistes, der das Lebensprinzip der Kirche ist, wenn wir in der Verantwortung vor der Tradition, in der wir stehen, und – herausgefordert durch die Gegenwart - mutig auch neue Formen und Gestalten von Diensten und Ämtern suchen.

Neue Dienste wachsen in den Gemeinden aus theologischer Kompetenz, Kreativität und Bereitschaft. Diese Dienste sind Ausdruck unseres Glaubens an den Gott, der seinem Volk durch die Geschichte treu bleibt. Nur eine Kirche, die sich wandelt, bezeugt den lebendigen Gott, der in ihr wirkt." (9.1)

Gez.: Erika Becker, Andreas Dieckmann, Ferdinand Kerstiens, Reinhold Waltermann, Angelika Wilmes

Zur Erinnerung:

Nieder mit den Laien! – Ein Hoch auf die Laien?

Ein Kommentar zur **INSTRUKTION ZU EINIGEN FRAGEN ÜBER DIE MITARBEIT DER LAIEN AM DIENST DER PRIESTER 1997**

Ei, was waren und sind die Laien, nach kirchlichem Sprachgebrauch die gewöhnlichen Christen, die nicht durch das besondere Priestertum ausgezeichnet wurden, in den letzten Jahren von den Bischöfen hochgeschätzt. Die Laien hinten zum Absichern und vorne an die Front. Sie wurden ausgiebig befragt (allerdings selten ernst genommen); sie durften mitreden (meist wurden ihre Anliegen nicht verstanden); sie konnten in der Gemeinde und beim Gottesdienst Aufgaben übernehmen, die sonst nur dem Priester vorbehalten waren. Der Priestermangel machte das Umdenken möglich. Noch klingen die schönen Predigten unserer Bischöfe in den Ohren dieser nur durch Taufe und Firmung qualifizierten Christen: sie seien selber „die Kirche“, sie sollten sich engagieren; sie sollten sich an ihren Auftrag erinnern, den sie in der Taufe, erst recht in der Firmung bekommen hätten. Unsere altersmäßig überforderten Firmlinge bekamen direkt rote Ohren, so wichtig kamen sie sich (wenigsten bei diesen Predigten) auf einmal vor.

Seit dem 13. November 1997 ist alles ganz anders. Denn die neueste vatikanische Instruktion weiß es besser: Der Papst, der sich bei jedem

seiner Auftritte von hunderten Priestern, Bischöfen und Kardinälen umgibt, sieht vor lauter Purpur, Rot und Schwarz die Laien nicht mehr. Sie werden gelobt, zu sagen haben sie nichts. Sie sind überflüssig, lediglich ein Notnagel wird mit der in Rom üblichen „hohen Verbindlichkeit“ argumentiert. Falsch verbunden! kann man da nur sagen. Die Verlautbarung soll die römisch-katholische Priesterkirche mit einfachsten Rezepten wieder ganz heil machen. Der Pfarrer übernimmt den Vorsitz im Pfarrgemeinderat, er teilt allein die Kommunion aus, er allein predigt und legt das Wort Gottes vor, er allein bestimmt die Richtung und alle Christen rennen brav hinterher. Seufz! Das hatten wir doch schon alles vor dem Konzil. Jawohl! Und damals war alles viel besser!?

Gespannt bin ich, ob diese Instruktion, wie von konservativen Jublern behauptet, den Priesterberuf wieder attraktiv macht: Der Priester als Mann aus dem Volke, der alles allein für das Volk macht. Noch mehr Gemeinden für den einen, einsamen Mann und weniger Glaubens- und Lebensbegleitung. Noch mehr Macht und noch mehr Hetze. Noch größere Bedeutung und noch weniger Zeit. Noch mehr Amt und Büro und noch weniger spiritueller Begleiter. Noch mehr Priester und weniger Mensch. Das vatikanische Idealbild tut sich auf: Die Opferseele, die sich zerreibt und zerrieben wird - das ist es, nach dem sich angeblich die jungen Männer landauf landab sehnen.

Vergessen wird darüber schlicht, dass Jesus kein Priester war, keine Priester wollte und auch kein besonders gutes Verhältnis zu den Priestern seiner Zeit hatte. Das müsste diese „Priesterkirche“ in Rom doch hellhörig machen. Die Instruktion ist letztlich nicht gegen die Laien, sie ist gegen die Priester gerichtet: Es kann nicht im Sinn der Kirche sein, durch das Fehlen des Priesters in vielen Gemeinden seine Entbehrlichkeit zu demonstrieren. Der Schuss geht nach hinten!

Ein Gutes hat die neue Instruktion aber doch: Der Vatikan untergräbt seine eigenen Positionen; er wird immer unglaubwürdiger. Immer weniger Christen sehen nach Rom, immer mehr Christen besinnen sich auf ihre eigene Gemeinde. Mag sein, dass wir eine Zeitlang ein Inseldasein führen müssen, bis die Kurie reformiert, notfalls zwangsreformiert ist. Die einzige Sprache, die Rom derzeit versteht, ist nicht das Argument. Es ist allein das Geld. Es ist an der Zeit, dem Vatikan das Geld für überflüssige Papiere zu entziehen.

Roland Breitenbach

Roland Breitenbach war Pfarrer im Bistum Würzburg. Er war eng mit Bischof Gaillot befreundet.

Jst's uns ernst mit dem „allgemeinen Priestertum“?

Ein Blick in die Kirchengeschichte – und ins Neue Testament

Es ist schon erstaunlich, was da so alles im Neuen Testament, dem Grunddokument des christlichen Glaubens, zu lesen ist – und nach wie vor normative Bedeutung für die Gestaltung der katholischen Kirche haben soll. Steht doch etwa im ersten Petrusbrief Folgendes: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat“ (1 Petr 2,9).

Diese Passage greift ganz bewusst auf, was Gott im Buch Exodus zu Mose sagt, damit er es den Israeliten mitteilt: „Mir gehört die ganze Erde, ihr aber sollt mir als ein Königreich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören“ (Ex 19,6).

Im Kontext des Alten Testaments und der Lebenswelt des Judentums ist diese Aussage provokativer als sie im ersten Augenblick klingt. Denn „Priester“ sind normalerweise nur diejenigen Männer, die zu einer der 24 Sippen gehören (vgl. 1 Chr 24), denen auf Grund ihrer Geburt das Recht und die Pflicht zusteht, zweimal im Jahr am Tempel von Jerusalem Dienst zu tun, d.h. Tiere zu schlachten und als Opfer auf dem großen Brandopferaltar vor dem Tempel darzubringen sowie das Weihrauchopfer im Inneren des Tempelhauses. Alle anderen, „normale“ Männer und erst recht die Frauen, können nur weit entfernt davon die liturgischen Handlungen und Gesänge der Priester und Leviten miterleben, die Frauen sogar in einem eigenen „Vorhof“. Dafür erleben sie gleichsam körperlich: Du bist, wo du stehst: im Altarraum – oder außerhalb, Priester – oder Laie, oder gar Frau in einem eigenen Hof!

Ex 19,6 lässt mit der Stimme Gottes ein Gegenkonzept dazu verkünden: Alle, egal aus welchem Stamm und welcher Sippe, egal welchen Geschlechts, sind von Gott zu einem priesterlichen Volk auserwählt, haben die Würde von Priestern. An dieser Kontra-Konzeption, die keine Separierung in eine Zweiklassengesellschaft kennt, sondern behauptet: Im Gottesvolk sind alle Priester, so stellt sich Gott sein Volk vor, daran knüpft der erste Petrusbrief – als Vorlage für die Strukturierung christusgläubiger Gemeinden – an.

Aber wer glaubt das schon wirklich: Ich bin Priester. Ich bin Pries-

terin? Das heißt doch: ein Mensch, der mit Gott in Verbindung steht und auch Menschen mit Gott in Kontakt bringen will. Aber noch viel wichtiger: Nimmt die katholische Kirche, insbesondere in den oberen Ebenen der Hierarchie, dieses sogenannte „allgemeine Priestertum“ eigentlich ernst?

Zurzeit wird in kirchlichen Verlautbarungen stark das sogenannte allgemeine Priestertum und die Würde aller Gläubigen betont. Ich hege den leisen Verdacht, dass der Grund dafür ein ganz einfacher ist: Die Bischöfe merken, dass ihnen die Priester ausgehen. Und je geringer die Anzahl der geweihten Priester wird, desto nötiger werden die Menschen, die in den Gemeinden für ein christliches Leben sorgen. Aber nimmt man das Theologumenon vom „allgemeinen Priestertum“, jeder und jede ist Priester und Priesterin, wirklich ernst?

Ich traue dem nicht ganz, auch wenn das 2. Vatikanische Konzil die Gräben zwischen dem Weihepriestertum und dem Priestertum aller Gläubigen einzuebnen versucht hat. Denn wir tragen in der katholischen Kirche ein schweres Erbe, eine Jahrhunderte alte Hypothek einer Priesterglorifizierung mit uns, die keinerlei Begründung in den biblischen Schriften hat und die heute immer noch in den Köpfen präsent ist.

Dabei sollten wir uns immer vor Augen halten: Jesus war „Laie“, ein Steinhandwerker aus Nazareth in Galiläa, ein Mann aus dem Volk. Die Evangelien zeigen ihn als Wanderlehrer und Reich-Gottes-Träumer, der

Dabei sollten wir uns immer vor Augen halten: Jesus war „Laie“, ein Steinhandwerker aus Nazareth in Galiläa, ein Mann aus dem Volk.

sich besonders den Randständigen, den „Abgeschriebenen“ zuwendet. Zu den Menschen, die mit ihm ziehen, gehören Fischer, nationalistische Zeloten genauso wie romfreundliche Zöllner – und Frauen. Von Priestern in seinem Gefolge ist nichts bekannt. Mit den Priestern seiner Zeit lag er immer über Kreuz und übte an ihnen scharfe Kritik.

Aus seinen Anhängern wählte er „die Zwölf“ aus und knüpft damit bewusst an die Konzeption von Israel als Zwölf-Brüder-Volk an – mit den zwölf Söhnen Jakobs als Stammvätern, wo-

bei natürlich immer die Stamm-Mütter mitgedacht werden. Schließlich gäbe es ohne sie keinen „Stamm“! Der Zwölferkreis Jesu führt es also vor Augen: So soll auch das Gottesvolk der Zukunft aufgestellt sein: in geschwisterlicher Verbundenheit – mit einem Vater im Himmel. Von erwählten Priestern im Gottesvolk, die abgesondert von den an-

deren und auf höherer Stufe stehen, ist weder bei Jesus noch im gesamten Neuen Testament die Rede. Da klingen offizielle kirchliche Aussagen der Theologiegeschichte, die Katholiken nicht sonderlich fremd vorkommen werden, ganz anders. Einige Beispiele:

Clemens von Rom, gemäß der Tradition der vierte Papst, nennt in seinem Brief an die Gemeinde von Korinth, geschrieben um das Jahr 100 n.Chr., die Menschen aus dem Volk *ho laikos anthropos* (der Laienmensch). Damit wurde der Begriff „Lai“ in der christlichen Tradition geboren. Im Clemensbrief werden die Laien dem Hohepriester, den Priestern und den Leviten gegenübergestellt. Damit ist die Zweiklassengesellschaft von Klerus und Laien grundgelegt. Diese Entwicklung von Privilegierung des Klerus und Abwertung des Laien schreitet rasch voran.

Festgeschrieben wird die Trennung von Klerus und Laien in den Dekreten Gratians, einer entscheidenden Kirchenrechtsschrift aus dem Jahr 1140. Darin heißt es: „Es gibt zwei Arten von Christen...“: Die eigentlichen Christen sind die Kleriker, sie allein gelten als wahre Geistträger, als „Geistliche“. Die Laien hingegen sind dem Weltlichen verhaftete Menschen, die in der Kirche nichts zu sagen haben. Ihr Stand, ihre Lebensweise ist letztlich nur als Zugeständnis an die menschliche Schwäche zu verstehen.

Daraufhin wird die Dominanz des Klerus weiter ausgebaut. Papst Bonifatius VIII. (1294 – 1303) behauptet in seiner Bulle *Clericis laicos* von 1296 sogar, Laien seien die Feinde des Klerus, die Laien gehören den Klerikern und sind diesen untertan.

Das Konzil von Trient, Mitte des 16. Jh., konzentriert sich auf die Frage, was den Priester durch die Priesterweihe vom Laien unterscheidet. Das Priestertum wurde nicht mehr als gemeinsames, sondern als Amtsträger und Laien unterscheidend verstanden. Das Gefälle zwischen Klerus und Laien wurde in vieler Hinsicht herausgearbeitet und sichtbar gemacht. Das Priesteramt wird gleichsam „entrückt“.

Der *Catechismus Romanus* aus derselben Zeit beschreibt das Priesteramt als „ein solches, dass man sich kein höheres ausdenken kann, daher sie mit Recht nicht nur Engel, sondern auch Götter genannt werden, weil sie des unsterblichen Gottes Kraft und Hoheit bei uns vertreten“.

In päpstlichen Dokumenten setzt sich diese Linie fort. Gregor XVI. (1831-46) erklärte: „Niemand kann es unbekannt sein, dass die Kirche eine ungleiche Gesellschaft ist, in der von Gott die einen zum Herrschen, die andern zum Gehorchen bestimmt sind. Diese sind die Lai-

en, jene die Kleriker.“

Und das 1. Vatikanische Konzil von 1870 behauptet: „Die Kirche Christi ist ... nicht eine Gemeinschaft von Gleichgestellten, in der alle Gläubigen dieselben Rechte besäßen. Sie ist eine Gesellschaft von Ungleichen, und das nicht nur, weil unter den Gläubigen die einen Kleriker und die andern Laien sind, sondern vor allem deshalb, weil es in der Kirche eine von Gott verliehene Vollmacht gibt, die den einen zum Heiligen, Lehren und Leiten gegeben ist, den andern nicht...“

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts schreibt Pius X.: „Zwischen einem Priester und einem gewöhnlichen rechtschaffenen Menschen soll ein Unterschied sein wie zwischen Himmel und Erde“. Und er behauptet: „Allein das Kollegium der Hirten hat das Recht und die Autorität ... zu lenken und zu führen. Die Mehrheit hat kein anderes Recht, als sich führen zu lassen und als folgsame Herde ihren Hirten zu folgen.“

Wenn man solche offiziellen Verlautbarungen aus der Kirchengeschichte liest, kann man da behaupten, dass das im Petrusbrief verankerte allgemeine Priestertum aller Gläubigen ernstgenommen worden ist?

Noch in unseren Tagen traut sich ein deutscher Erzbischof und Kardinal mit deutlicher Kritik am sogenannten synodalen Weg zu schreiben: „Mit der Berufung der Zwölf und der Einsetzung des apostolischen Amtes hat Christus selbst den ersten Stand in der Kirche eingerichtet. Zur katholischen Überzeugung – auch zu der des Zweiten Vatikanischen Konzils! – gehört deshalb selbstverständlich auch Standesdenken – allerdings kein Standesdünkel.“

Alle Achtung, was dagegen Martin Luther in Kenntnis der biblischen Schriften erkannt und verfochten hat. In seiner Reformationsschrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ aus dem Jahr 1520 schreibt er: „Dem Wörtlein ‚Priester‘ geschah Unrecht, dass es von der Allgemeinheit auf die kleine Schar übertragen wurde, die man jetzt geistlichen Stand nennt. Die Heilige Schrift macht keinen andern Unterschied, als dass sie die Gelehrten und Geweihten ministri, servi, oeconomici nennt, d.h. Diener, Knechte, Verwalter.“

Ich bin der festen Überzeugung, diese biblisch begründete Auffassung vom allgemeinen Priestertum könnte eine Spur zum rechten Verständnis des Priestertums aller Gläubigen weisen.

Wenn das allgemeine Priestertum in Zukunft ernster als bisher in der katholischen Kirchengeschichte genommen werden soll, spricht daraus eine große Wertschätzung, hat aber auch Konsequenzen für das Verhältnis zwischen Weihepriestertum und sogenanntem allgemeinen Priestertum.

Das würde heißen: Die Weihepriester stehen keine Stufe höher als die „allgemeinen“ Priesterinnen und Priester. Die Zeit der Hochwürden, Eminenzen und Exzellenzen, Prälaten und Monsignori ist vorbei. Die Weihepriester haben aufgrund ihres Studiums ihren Sachverstand in den Gemeinden einzubringen, haben aber nicht automatisch das alleinige Sagen.

Auf der anderen Seite stehen aber dann auch alle in der Verantwortung. Alle müssten mitdenken, mitsorgen, mitanpacken. Ein Pfarrer muss nicht alles wissen, alles können, alles managen, für alles, was in der Gemeinde läuft, verantwortlich sein.

Alle dürfen mitbestimmen, müssen dann aber auch für die Beschlüsse die Verantwortung mitübernehmen.

Alle können Kritik äußern. Früchte trägt sie jedoch nur, wenn sie nicht in primitiver Motzerei endet – nach dem Motto: „was die da oben alles falsch machen“, sondern wenn konstruktive Vorschläge gemacht werden – und dann auch mitangepackt wird, sie zu verwirklichen.

Die Kommunikation zwischen Weihepriestern und „allgemeinen“ Priesterinnen und Priestern muss auf Augenhöhe geschehen, fordert aber auch Respekt voreinander und Wertschätzung füreinander.

Ob wir Katholikinnen und Katholiken das Schritt für Schritt hinbekommen, sowohl von der Perspektive von oben wie von unten? Ich bin überzeugt: Daran wird sich entscheiden, ob wir auch weiterhin lebendige christliche (!) Gemeinden in unserem Land haben.

Martin Ebner

Martin Ebner war von 1998 Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, seit 2011 arbeitete er an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn bis zu seiner Emeritierung 2019.

EINE VERFESTIGUNG DES KLERIKALISMUS

Alles soll sich ändern, aber es muss so bleiben wie es ist! Das ist die irritierende und provozierende Botschaft aus Rom zum gegenwärtigen Priestermangel und zu den Herausforderungen für die Gestaltung gemeindlicher Strukturen und der Pastoral. Was sich ändern soll: mehr Zusammenarbeit zwischen Lai*innen und Priestern, neue Wege suchen für die Verkündigung des Evangeliums. Was bleiben muss: der fundamentale Unterschied zwischen Laie, Laiin und

Priester. Und natürlich das Kirchenrecht. In ihrem Schreiben vom 29. Juni 2020 überrascht die Kongregation für den Klerus mit einer treffenden Analyse der Situation von Pfarreien im heutigen Kontext: „Die Denkweise und das Verständnis, das der Mensch von sich und vom gesellschaftlichen Leben hat, [haben sich] verändert. Die Geschwindigkeit der Veränderungen, der Wechsel der kulturellen Modelle, die problemlose Mobilität und die Schnelligkeit der Kommunikation verändern die Wahrnehmung von Zeit und Raum.“ (Instruktion 8).

Sie spricht u.a. von „Kreativität“, mit denen daher nach Lösungen für gemeindliche Strukturen angesichts der sich stetig verändernden Situation gesucht wird; von „neuen Erfahrungen“ mit Leitungsmodellen; von „heiliger Unruhe“, die die Kirche heute umtreibt. Ja, sie würdigt „die Verkündigung des Evangeliums durch Männer und Frauen“. Sie betont, dass „die Evangelisierung eng an die Qualität der menschlichen Beziehungen gebunden ist“ und fordert sogar die Überwindung einer „Klerikalisierung der Pastoral“. „In diesem Sinn bewirkt der Klerus nicht allein die vom Heiligen Geist angeregte Veränderung. Er ist vielmehr involviert in die Umkehr, die das ganze Volk Gottes betrifft ...“ (Instruktion 37). Und: „Da die Kirche nicht nur Hierarchie, sondern Volk Gottes ist, ist die gesamte Gemeinschaft für ihre Sendung verantwortlich.“ (Instruktion 38) So nachzulesen auf den ersten neun (von 27) Textseiten der Instruktion. Das weckt Hoffnung.

Aber da diese Kongregation nun einmal für den Klerus spricht - wie soll sie da im zweiten und weitaus umfänglicheren Teil ihrer Instruktion anders argumentieren, als sie es tut? Sie spricht von der „Leitung der Hirten“, „über den Dienst und die Sendung der Priester“, die als „Hirten“ gehalten sind, „die Gläubigen zu bilden“ und die „wegen ihres Hirtendienstes ... zusammen mit dem Bischof an erster Stelle der grundlegende Bezugspunkt für die Pfarrgemeinde“ sind (Instruktion 62). Der Pfarrer ist der „eigene Hirte der ihm übertragenen Pfarrei“, der „von Rechts wegen die Pfarrei bei allen Rechtsgeschäften“ vertritt und auf „unbegrenzte Zeit zu ernennen“ ist (Instruktion 67). Und dass sich das Leitungsamt der Hirten deutlich von der Verantwortung der Lai*innen in ihrer Zuständigkeit für die Welt unterscheidet.

Die Instruktion malt damit ein Priesterbild und Gemeindebild, das längst überholt ist: Es betrachtet die Gemeinde bzw. die Pfarrei als „Herde“, die sich um den Hirten schart - eine (Wunsch-)Vorstellung, die sich schon lange nicht mehr mit der Wirklichkeit deckt. Eine Vorstellung, die auch viele Pfarrer von sich weisen - sie entspricht weder ihrem beruflichen Selbstverständnis noch der pastoralen Praxis, die

sie in ihren Gemeinden leben. Aber: So hat es das Kirchenrecht nun einmal festgelegt. Und es ist festzuhalten, dass das auf der kanonischen Ebene festgelegte uneingeschränkt bestehen bleibt (vgl. Nr. 16).

Also: Eine Absage an Teams von Lai*innen und Priestern, die gemeinsam mit ihren Charismen und Berufungen Ideen entwickeln für die Verkündigung des Evangeliums. Eine Verfestigung des Klerikalismus, denn letztlich bleibt alle Vollmacht beim Pfarrer. Keine Zusammenarbeit auf Augenhöhe.

Frauen kommen in der Instruktion überhaupt nicht vor, einmal abgesehen von „Maria, der Mutter der Evangelisierung“ (Instruktion 124). Doch: Sind nicht sie es, die Gemeinde tragen und mitgestalten, die sich in das Leben der Pfarreien einbringen und Kirche (noch) Zukunft geben (wollen)? Werden sie sich weiterhin engagieren, wenn so ausdrücklich herausgearbeitet wird, dass sie (wie auch männliche Laien) allenfalls und eher auf Zeit eine beratende und helfende Funktion haben sollen?

Es stellt sich die Frage, ob die Verfasser dieses Schreibens jemals einen der „pastoralen Räume“ wenigstens besucht haben, ob sie die pastorale Wirklichkeit vor Ort durch eigenen Augenschein wahrgenommen haben. Wäre dies der Fall, könnten sie nicht auf derartige Weise an der Realität vorbei argumentieren.

Was würde eine „Kongregation für die Lai*innen“, die das gleiche Gewicht wie die „Kongregation für den Klerus“ hat - gäbe es sie - verlaublichen?

Dass Frauen und Männer, die von Christus selbst in seine Kirche berufen sind, keine Instanz brauchen, die sich zwischen Jesus Christus und die gesendeten Gläubigen stellt. Nicht die Beauftragung durch Amtsträger bewirkt die Charismen; sie erwachsen aus der Würde des Christin- und Christ-Seins. Dass es Regeln braucht, sie aber nicht wie die in der Instruktion so ausführlich erörterten und „uneingeschränkt“ geltenden Canones die Luft zum Atmen nehmen dürfen. Und dass der göttlichen Geistkraft, die „weht wo sie will“, mehr Vertrauen geschenkt werden muss.

Agnes Wuckelt

Agnes Wuckelt ist Professorin für Praktische Theologie an der Katholischen Hochschule NRW, Abt. Paderborn. Sie ist stv. Bundesvorsitzende der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd), Mitglied des ZdK und der Synodalversammlung sowie der deutschen Kommission *Justitia et Pax*.

BASIS-GEMEINDEN

Das Gegenteil von Kirche?

Es läuft nicht gut mit unseren Kirchen. Seit die Coronabedingten Hygieneregeln wieder Gottesdienste zulassen, ist landauf-landab zu beobachten, dass nur etwa ein Drittel der Menschen in die Gottesdienste zurückkommen, die noch zu Jahresbeginn - also vor Corona"- zur auch damals schon spärlichen Gottesdienstgemeinde gehörten. Dabei hatte erst im letzten Jahr die sog. Freiburger Studie eine Halbierung der Kirchenmitgliedschaften erst in 40 Jahren vorausgesagt. Und vor 40 Jahren?

Der Blick ging damals nach Lateinamerika. Die auch damals kriselnden europäischen Kirchen erhofften sich eine Frischzellenkur durch die Basisgemeinden, die aus europäischer Sicht eben glaubwürdiger, lebensnäher, lebendiger und attraktiver waren. Mindestens eine Generation von damals jungen Menschen engagierte sich für diese erneuerte Kirche, mit Blick für Gerechtigkeit und auf der Seite der Armen, wie es damals hieß. Als vor 40 Jahren dann Oscar Romero am Altar erschossen wurde, wurde gerade in Deutschland, Österreich und der Schweiz manches linkskirchliche Projekt nach ihm benannt. So auch in Bonn ein Wohnprojekt als Initiative eines immer wieder mit der Amtskirche hadernden Studierendenpfarrers, seither „Oscar-Romero-Haus“.

Bald hieß der ausgebaute Dachboden „Kapelle“ und es trafen sich dort Gruppen zum Gottesdienst, sich selber als „Gemeinde“ bezeichnend. Zwanzig oder dreißig Jahre lang war es unhinterfragt, dass diese Basisgemeinden mit ihrem Engagement gegen Aufrüstung und gegen weltweite Ausbeutung auch etwas Anderes wollten, nämlich eine andere, eine parteiische Kirche auf der Seite der Armen, der Ausgestoßenen, auf der Seite der Schöpfung und für einen gleichberechtigten Umgang von Männern und Frauen.

Nun aber: Der Jahrgang 60 wird 60 - wie damals die jungen Menschen im Studierendenalter gemeinsam begonnen hatten, werden sie auch gemeinsam alt. Die Themen von damals sind längst aufgegriffen von Aktivist*innen heute und klingen nur um Nuancen anders: Klimagerechtigkeit, Antimilitarismus, Antirassismus, Gendergerechtigkeit.

Aber seit dreißig Jahren hat niemand mehr eine Basisgemeinde gegründet. War die für die damalige Generation so selbstverständliche Verbindung von gesellschaftlichem Engagement und erneuertem Kirche-

Sein doch nicht so selbstverständlich?

Im Romero-Haus in Bonn heißt der Dachboden längst wieder Dachboden. Und würde man das Haus alle 20 Jahre neu benennen, wäre sicherlich kein Erzbischof als Namensgeber mehr nominiert. Engagement und Aktivismus heute kennen auch spirituelle Kontexte, nehmen Anleihen aus buddhistischen oder indigenen Traditionen. Wie in den 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts lässt die Naturbegegnung etwas vom Eigenwert der Schöpfung erahnen, doch werden heute, anders als in den Bildbänden der Jugendarbeit des Jahrgangs 60, die Naturfotos nicht mehr selbstverständlich mit Zitaten aus Psalmen oder Literatur christlicher Tradition kombiniert.

Noch heute wird das Modell der Basisgemeinden ins Spiel gebracht, wenn es um eine lebendige Kirche geht - trotz Priestermangels wie in der katholischen Kirche oder angesichts rapide schwindender Mitgliedschaft. Diese Frischzellenkur durch Basisgemeinden wird es aber nicht geben, wenn man die Altersstruktur dieser Gemeinden ernstnimmt. Doch was bleibt von diesen Basisgemeinden im mitteleuropäischen Raum, deren Hochzeit in den 80er - und 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war?

Basisgemeinden sind ein kirchensteuerfreier Raum. Dass Kirchen reich sind und wie in Deutschland durch staatliche Strukturen ihre Steuern eintreiben, war immer schon denjenigen ein Dorn im Auge, die sich für eine glaubwürdige Kirche auf der Seite der Armen einsetzten. Daher ist es für Basisgemeinden selbstverständlich, nicht an Kirchensteuermitteln zu partizipieren und sich dadurch Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten. In den großen Kirchen dreht sich im Augenblick viel um Einsparszenarien, die mit dem Schwund der Mitgliedschaft einhergehenden Rückgang der Ressourcen umzugehen versuchen. Dies bindet nicht nur Aufmerksamkeit und verhindert Kreativität, sondern fördert auch eine Mentalität einer Institution in Abwicklung. Hier zeigen Basisgemeinden, dass es nicht die Strukturen sind, deren Erhalt so viel Energie erfordert, sondern das gesellschaftliche Engagement, das der Gemeinde als Gemeinde immer wieder Sinn gibt. Über dieses aktivistische Engagement entsteht eine Brücke zu jungen Generationen, nicht über den Gottesdienst oder strukturelle Mitgliedschaft.

Basisgemeinden vermeiden Hierarchie. Die Gemeinde im Romero-Haus in Bonn hat schon über dreißig Jahre keinen Priester mehr. Gemeinsam feiern die Gemeindemitglieder den Gottesdienst und das Abendmahl; vorbereitet wird reihum. Es gibt keine Ämter, sondern

»Basisgemeinden vermeiden Hierarchien. [...] Es gibt keine Ämter, sondern wechselnde Aufgaben.«

wechselnde Aufgaben. Die Begleitung eines Menschen in den Tod und der Angehörigen in ihrer Trauer gehören sicherlich zu den intensivsten Erfahrungen einer Basisgemeinde in ihrer gemeinsamen Verantwortung und in ihrem Glauben. Aus diesem Verständnis heraus ist es undenkbar, dass sich Kirchen hierarchisch und klerikal organisieren, die katholische gar Anleihen bei einer absolutistischen Herrschaftsform nimmt. In letzter Zeit stehen aber selbst demokratische Mehrheitsentschei-

de in Frage, denn auch diese überstimmen Minderheiten. Konsensentscheidungen und ihre methodische Vorbereitung sind ein Kern des nichthierarchischen Verständnisses von Basisgemeinden. Dass das Know-how dazu mehr aus anarchischen als aus christlichen Kontexten kommt, ist für Basisgemeinden kein Widerspruch.

Basisgemeinden vermeiden Patriarchat. Hier geht es nicht nur um die Weihe einer Frau zu Diakonin oder Priesterin. Gendersensibilität drückt sich in Basisgemeinden auch in der liturgischen Sprache aus. Das „Mutter und Vater unser“ zu beten ist eine Selbstverständlichkeit in der Gemeinde im Romero-Haus seit mehr als dreißig Jahren.

Gender, Macht und Körper, diese drei grundlegenden Begriffe aus der feministischen Theorie von Judith Butler, werden in Basisgemeinden immer mitgedacht. Damit haben europäische Basisgemeinden in den letzten vierzig Jahren einen Weg genommen, der sie aufbrechen ließ in einer Bewunderung lateinamerikanischer Basisgemeinden, der sie durch alle innerkirchlichen Konflikte führte (z. B. um die Befreiungstheologie), und der sie heute selbstbewusst auf die eigene ganz nebenbei erworbene Praxis schauen lässt: Abstand zu nehmen von Reichtum, Hierarchie und Patriarchat.

Ich selbst bin froh, seit dreißig Jahren zu einer solchen Basisgemeinde zu gehören, der Gemeinde im Oscar-Romero-Haus. Die eigene Praxis, es einfach anders zu machen, hat im Laufe der Jahre das Leiden an den großen Kirchen aus dem Focus rücken lassen. Dass die Gemeinde seit fünfunddreißig Jahren immer noch existiert, ist sicherlich nicht nur ein Zeichen für die Ernsthaftigkeit, sondern auch dafür, dass sie ein Ort des Glaubens ist. Dass Menschen, die zwanzig, dreißig oder vierzig Jahre jünger sind, nicht mehr „ihre“ Basisgemeinde gegründet haben, macht schon nachdenklich. Als sichere Erkenntnis kann aber gelten, dass Basisgemeinden in keiner Weise den großen institutionellen Kir-

chen aus der Krise helfen werden.

Wolfgang Max Burggraf

Wolfgang Max Burggraf ist katholischer Theologe und Vorstandsmitglied des Oscar-Romero-Hauses in Bonn. Vor 20 Jahren schrieb er bereits über europäische Basisgemeinden. 22 Jahre stand er im Dienst der internationalen Arbeit des Franziskanerordens und arbeitet heute als Geschäftsführer in der Evangelischen Friedensarbeit.



Was kann eine Gemeinde tun?

1. Eine christliche Gemeinde bezieht Sinn und Existenzberechtigung nicht aus sich, sondern aus dem Reich Gottes. Dieses beginnt hier und jetzt nicht als religiöse Institution, sondern im Sinne Jesu und der jüdischen Propheten als Kampf für Gerechtigkeit und als Solidarität mit den Ausgeschlossenen. Christliche Gemeinden sind nur Vor-Orte und vorläufige Experimentierfelder dieser weltweiten universal menschlichen Hoffnung. Ohne diesen weltoffenen Horizont verdienen unsere Gemeinden den Ehrentitel des Christlichen nicht. Sie würden bedeutungslos; aus ihrer Weltverantwortung würden Selbstbefriedigung und

Narzissmus (Off 2.4). Denn christliche Gemeinden und Kirchen sind für die Zukunft von Menschheit und Welt nur wichtig, sofern sie in der Erinnerung und gegenwärtigen Nachfolge Jesu stehen. Jesus von Nazaret hat den bedingungslosen Beginn des Gottesreichs gelebt und verkündet; deshalb wird er als der wiederkommende Messias verehrt.

Deshalb hat sich eine christliche Gemeinde primär der Frage zu stellen, was Reich Gottes für ihr Handeln heute bedeutet.

2. Deshalb hat sich eine christliche Gemeinde primär der Frage zu stellen, was Reich Gottes für ihr Handeln heute bedeutet. Sie hat ihren Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden, für Versöhnung und die Bewahrung der Schöpfung voranzutreiben und darauf zu achten, dass die sekundären innerkirchlichen Zielsetzungen und Interessen diesen Horizont nicht verfälschen oder verdrängen. Natürlich muss sie versuchen, diese Ziele auch innerhalb der eigenen Grenzen beispielhaft und mit entschiedenem Nachdruck zu verwirklichen. Sonst würde sie sich selbst widersprechen. Reich-Gottes-Arbeit außerhalb und innerkirchlich der Kirche schließen einander nicht aus. Dennoch dürfen die Gemeinden keine sozialen und kulturellen Sonderwelten entwickeln. In jedem Fall gebührt dem solidarischen Handeln nach außen der Vorrang vor theoretischen Fragen nach innerer Einheit und Orthodoxie. Alle spezifisch innerkirchlichen Fragen nach Verhalten, Gestaltung und Struktur sind – in einem absoluten Sinn des Worts – relativ.

3. Auch 50 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil sind römisch-katholische Gemeinden (und Bistümer) in hohem Maße entmündigt und in vieler Hinsicht sind die Wege zu neuer Mündigkeit schwierig, denn angesichts einer hochdifferenzierten Kirchenstruktur in einer hochdifferenzierten Weltgesellschaft sind viele übergemeindliche, oft international orientierte Aufgaben und Funktionen in ein dichtes Netz umfassender Kompetenzen eingebunden. Dennoch ist neu und mit großem Nachdruck an die ursprünglichen und unveräußerlichen Grundkompetenzen einer Gemeinde zu erinnern. Denn vielerorts werden Gemeinden nicht mehr als Subjekte christlicher Lebenspraxis, sondern als Objekte priesterlicher Seelsorge behandelt und zum Opfer pastoraler Berechnungen im Fadenkreuz von Priestermangel und finanziellen Sparmaßnahmen.

4. Dagegen halten wir an einem neutestamentlichen Urdatum fest: Gemeinden als die primäre Gemeinschaft gelebten Christusb Glaubens

tragen in sich die Würde und Qualität der „Kirche“, also der endzeitlichen Heilsgemeinschaft. In ihnen kommen wesentliche, theologisch unverzichtbare Eigenschaften zusammen wie Gemeinschaft und Gleichheit, Freiwilligkeit, Pluralität und ereignishaftige Dynamik, die regelmäßige Versammlung mit Wort und Sakrament. Das Konzil spricht von einer „Familie Gottes“, die von einem Geist durchdrungen ist (LG28). Gemeinden, die dieses Kriterium erfüllen, können auch aus finanziellen Gründen oder aus Gründen einer Versorgungspastoral nicht zur Disposition gestellt werden. Viele „Großgemeinden“ modernen Stils zerstören Gemeinschaftlichkeit und Begegnung und reduzieren die Zusammenkünfte auf Großveranstaltungen, die auf Sakramentsversorgung reduziert sind.

5. Für die interne Gestaltung des Gemeindelebens sind drei Gesichtspunkte zu beachten: Integrität, Funktionalität und Subsidiarität.

(a) Die Integrität der Gemeinde verlangt, dass keine Grundfunktion der Gemeinde vernachlässigt wird. Traditionell werden sie umschrieben als Gemeinschaft, Zeugnis, Liturgie und Diakonie. Ich schlage vor:

[1] Geschwisterliche Begegnung:

Gemeinschaft wird nicht dem individuellen Glauben hinzugefügt. Vielmehr ist individueller Glaube immer in die Gemeinschaft eingebettet. Einer Gemeinde muss deshalb klar sein, dass die Praxis des Glaubens nur im Rahmen vitaler Begegnung und Gemeinschaftserfahrung wachsen kann. Gemeinschaftspraxis bedeutet zudem Schulung für eine verantwortliche Teilnahme an der Gesellschaft. Test dieses Gemeinschaftscharakters sind die vorbehaltlose Gleichstellung von Mann und Frau, das volle Vertrauen in Jugendliche und Heranwachsende, der kindgemäße Umgang mit Kindern.

[2] Authentische Spiritualität:

Spiritualität meint hier den eingeübten und ausdrucksfähigen Zugang zu den Quellen der Gottesbegegnung, gleich ob sie sich aus christlichen, aus anderen religiösen oder aus humanen Quellen speist. Sie findet ihre klassische christliche Form in Gottesdienst und Sakramenten, in Gebet und Meditation, in Stunden oder Tagen der Besinnung sowie in der Lektüre der Schrift und spiritueller Texte. Es ist unabdingbar, dass die Liturgie in diesen Erfahrungsraum eingebettet ist.

[3] Christliche Interpretation:

Der Begriff „Theologie“ wird hier vermieden, denn in der Tradition des Westens hat ihre Dominanz zu einer Intellektualisierung des

Glaubens, zu einer Konzentration auf definierbare Inhalte geführt. Gleichwohl müssen wir täglich versuchen, unseren Glauben zu verstehen und verständlich zu machen. Nur so kann seine Verwilderung vermieden werden. Wichtigster Maßstab dieses Verstehens und Deutens sind noch immer die kanonischen Schriften (jüdische Bibel, christliches Testament, insbesondere die jesuanische Erinnerung).

[4] Partizipative Organisation:

Dass sich Gemeinden organisieren, also eine Struktur geben, ist selbstverständlich. Sonst wären sie weder handlungsfähig noch dauerhaft.

Wie sie sich aber organisieren, ist eine hochsensible Frage, denn wir stehen an der Wende von einem feudalautoritären zu einem demokratisch-partizipativen Paradigma der Gemeindeorganisation. Allerdings haben die Anfänge christlicher Gemeindestrukturen eine starke partizipative Prägung. Das heißt in unserer Sprache: Alle Organisationen und Ämter (Wahl, Entscheidungsbildung und Entscheidungsfindung) müssen vom Charakter der Transparenz der Mitbestimmung und der Einspruchsmöglichkeit geprägt sein. Demokratische Strukturen widersprechen dem christlichen Geist nicht, denn alle ernsthaften Demokratien der Welt werden von Werten getragen und von internen Institutionen (etwa Verfassungsgerichten) kontrolliert. Dass die Legitimität einer Entscheidung am Geist der christlichen Botschaft zu messen ist, ist unbestritten.

Wir beanspruchen das Recht, bei Wahl, Berufungen und offiziellen Beauftragungen von Amts- und Funktionsträgern in Gemeinden und Bistümern mit zu entscheiden. Damit brechen wir keine kirchliche Tradition, sondern setzen ältere verletzte Traditionen wieder in ihre Rechte ein.

Jede Gemeinde hat das Recht, u.U. sogar die Pflicht, die eigenen Erfahrungen in Glauben, Glaubenspraxis und Gemeindeleben offen zu besprechen.

[5] Christliche und religiöse Ökumene:

Aus schon besprochenen Gründen hat keine christliche Gemeinde das Recht, gegenüber anderen Konfessionen oder Religionen Grenzen aufzurichten, weil wir in einer hoch vernetzten Welt alle auf der Suche nach Wahrheit und in Kommunikation miteinander sind.

[6] Verantwortung für die Welt:

Zwar waren die Kirchen schon immer mit der Welt zutiefst verbunden, geradezu ein Teil dieser Welt. Das aber hat sie umso mehr ignoriert, als sie mit der staatlichen Macht wie selbstverständlich

kooperierte. Die Entdeckung einer politischen Weltverantwortung gehört zu den tiefgreifendsten Erneuerungen der letzten 50 Jahre (Befreiungstheologien, Schwarze Theologien, Feministische Theologien/ Gendertheologie, Kontextuelle Theologien, Theologien der Inkulturation). Die vitale und überzeugende Zukunft christlicher Gemeinden hängt von der Verantwortung ab, die sie für die Zukunft einer in Gerechtigkeit versöhnten Menschheit übernimmt. Diese Verantwortung aber hat ihr Maß in der Option für die Entrechteten, zu der sie sich entschließen kann.

Die Entdeckung einer politischen Weltverantwortung gehört zu den tiefgreifendsten Erneuerungen der letzten 50 Jahre.

(b) Feste Rollen und Ämter in der Gemeinde müssen funktional gestaltet werden. Im Sinne der Charismenlehre von Paulus gelten die Rollen und Ämter, sofern sie dem Wohl der Gemeinde dienen. Ohne religiöse Überhöhung oder amtliche Überregulierung wachsen sie „von unten“ und haben ihre eigene Würde. Wenn sie Anerkennung und Vertrauen genießen, wird es nach aller Erfahrung an ihnen nicht mangeln. Erste Aufgabe regionaler und überregionaler Gemeindeleitungen ist es nicht, sie zu kontrollieren, sondern zu koordinieren.

Im diesem Sinne plädiere ich auch für einen funktional geöffneten Umgang mit dem Begriff der Gemeinde.

Zur funktionalen Gestaltung der Charismen und Aufgaben gehört, dass die Gemeinde ein waches und immer bewegliches Auge für neue Entwicklungen hat.

(c) Subsidiarität hat zwei Seiten: Die übergeordnete Instanz muss helfen, wenn eine Frage vor Ort nicht mehr geregelt werden kann. Zugleich hat sich diese übergeordnete Instanz zurückzuhalten, wenn die untergeordnete ein Problem lösen kann.

Intern sind die Gemeinden nach dem Subsidiaritätsprinzip und in Anlehnung an die Charismenlehre des Paulus zu gestalten. Das fundamentale Gestaltungsprinzip einer jeden Leitung lautet nicht Monopol, sondern Koordination. Alle innerkirchlichen Monopole sind das Ergebnis späterer Entwicklungen. Den Leitungsämtern stehen der Schutz, die Förderung und die Koordination vorhandener Kompetenzen zu.

Deshalb ist eine Gemeinde für die Strukturierung und Gestaltung ihres eigenen Gemeindelebens verantwortlich, soweit sie dazu fähig ist. Jeder Eingriff „von oben“ ist begründungspflichtig.

Ein Pfarrgemeinderat kann diese Rechte faktisch ausüben. Die grund-

legenden Aufgaben einer Gemeinde sollten durch Ausschüsse, Arbeitskreise oder Beauftragte repräsentiert sein.

6. Abgesehen vom Ausschluss von Frauen und Verheirateten verdient die dreigliedrige Leitungsstruktur der katholischen Kirchen (Diakon, Priester, Bischof) hohen Respekt. Aus Gründen des innerkirchlichen und des ökumenischen Friedens sollte diese Grundstruktur erhalten bleiben. Doch ist auch sie an der Frage zu messen, ob und in welchem Umfang sie dem Wohl der Gemeinden/Kirchen dient und die kirchliche Einheit erhält. Sie verliert in dem Maße ihre christliche Legitimität, als sie die Existenz, ein christliches Handeln und die versöhnte Einheit von Gemeinden und Kirche behindert. Sobald der Dienstcharakter solcher Ämter, etwa des Priesteramts, zu einem unchristlichen Herrschaftsanspruch pervertiert wird oder sobald sie Existenz und Handlungsfähigkeit von Gemeinden behindern, können und müssen Gemeinden bzw. Kirchen aus der eigenen ursprünglichen Vollmacht, d.h. ohne Mitwirkung der klassischen Ämter, handeln.

7. Angesichts des Neuen Testaments und der frühen Tradition kommen der Existenz und der Aufrechterhaltung eines christlichen Gemeindelebens ein prinzipieller Vorrang vor priesterlichen Vollmachten und Privilegien zu. Daran ist in einer Zeit tiefgreifender Umbrüche zu erinnern. Eine Gemeinde darf nicht wegen Priestermangels aufgelöst werden und ein priesterloser Gottesdienst ist kein Gottesdienst zweiter Klasse.

8. Deshalb müssen Gemeinden heute wissen: Sie können notfalls in eigener Vollmacht, d.h. auch ohne priesterliche Mitwirkung, Gebetsgottesdienste und Eucharistie feiern, Kinder und Erwachsene taufen sowie andere Dienste versehen, die zum christlich inspirierten Alltagsleben einer Gemeinde gehören.

Sinnvollerweise werden solche Ereignisse und Handlungen von einer Person oder von Personen geleitet, die das Vertrauen der gesamten Gemeinde genießen. In der Regel liegen die Leitung solcher Ereignisse und die Leitung der Gemeinde in einer Hand.

9. Dennoch bleibt es sinnvoll und wünschenswert, dass die Vorsteherinnen oder Vorsteher einer christlichen Gemeinde von einem übergeordneten Amtsträger (Bischöfin oder Bischof) offiziell eingesetzt, also ordiniert werden. Dieser übergeordnete Amtsträger muss die Einheit vieler kirchlicher Gemeinschaften, Gemeinden bzw. seiner Kirche repräsentieren.

Gegebenenfalls sollte eine Gemeinde dem zuständigen Bischof qualifizierte und sorgfältig ausgewählte Kandidaten und Kandidatinnen zur Ordination vorschlagen. Wenn sich der Bischof jedoch ohne eine theologische legitime Begründung weigert, wenigstens eine der vorgeschlagenen und offenkundig qualifizierten Personen zu ordinieren, steht es der Gemeinde zu, eine/n der vorgeschlagenen Kandidaten/Kandidatinnen mit dem vollgültigen Dienst der Gemeindeleitung und/oder des Vorsitzes bei der Eucharistie zu beauftragen. Die Verantwortung für diesen Verstoß gegen allgemein gültige Regeln liegt dann nicht bei der Gemeinde, sondern beim zuständigen Bischof. Das Geschlecht oder die Ehelosigkeit einer Person sind keine legitimen Ausschlussgründe vom Amt der Gemeindeleitung.

Hermann Häring

Hermann Häring war seit 1980 Professor für katholische Systematische Theologie an der Universität Nijmegen. 1999 wurde dort seine Professur in eine Professur für Wissenschaftstheorie und Theologie umgewandelt. Dort baute er das interdisziplinäre Institut für Theologie, Wissenschaft und Kultur auf. Seit seiner Emeritierung 2005 ist er wissenschaftlicher Berater beim „Projekt Weltethos“ von Hans Küng. Gegenwärtig arbeitet er hauptsächlich an Fragen der Kirchenreform und des interreligiösen Gesprächs.

Offener Brief an H.H. Bischof Voderholzer



Sehr geehrter Herr Bischof Voderholzer,
über die Meldung auf www.katholisch.de habe ich von Ihrem offenen Brief an die Teilnehmer*innen des Synodalen Weges erfahren, in dem Sie gegen die Missachtung der ursprünglichen Abmachung Einspruch erheben und das niedrige Niveau der theologischen Diskussion bemängeln. Damit mögen Sie durchaus Recht haben. Ob es für das weitere Gespräch im Forum hilfreich ist, diesen Weg des offenen Briefes zu wählen, mögen die Betroffenen entscheiden...

Im Folgenden will ich versuchen, Ihnen mitzuteilen, was mich als „Außenstehende“ in diesem Zusammenhang beschäftigt:

Grundsätzlich ist es wohl immer problematisch, mit Bibelziten zu

argumentieren; es ist in jedem Fall interessant, welche Stellen herangezogen werden und welche nicht, welche im Verhältnis zu anderen ein größeres Gewicht erhalten und welche unter den Tisch fallen. Ich denke, dass es immer wichtig ist, die Worte der Heiligen Schrift nicht wörtlich, aber ernst zu nehmen, besonders wenn es um Jesus-Worte geht. Sie ernstnehmen bedeutet aber auch, ihren Ursprung im Kontext der damaligen Zeit zu reflektieren. Es ist im Kontext der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse fraglos selbstverständlich, dass Jesus für den Zwölferkreis (als Repräsentanten der Stämme Israels?) nur Männer auswählen konnte; Frauen hatten eine andere Rolle und waren durch ihre Verantwortung im Haus zuständig für die Heiligung des Volkes.

Ich brauche hier nicht die gesamte diesbezügliche Diskussion aufrollen; beim Synodalen Weg sind genügend kompetente Theologen und Theologinnen vertreten – es ist im Übrigen noch gar nicht so lange her, dass man Frauen ein Universitätsstudium gar nicht zutraute... Welches schräge Frauenbild in den Köpfen von Klerikern bis heute vertreten und für Frauen durchaus spürbar ist, wäre ein anderes Thema. Sie machen sich Sorgen um das theologische Reflexionsniveau? Ich frage Sie, ob Sie sich nicht noch mehr Sorgen machen müssten darüber, dass Jesu Botschaft vom „überfließenden“ Leben den Kirchenvertretern nicht geglaubt wird,

- o wenn Kirche bzw. Kleriker als hoffnungslos rückständig erlebt werden,
- o wenn Gläubige von Priestern von oben herab behandelt werden und sich nicht ernstgenommen fühlen,
- o wenn Gläubige Sonntag für Sonntag das lieblose Lesen der Messe und/oder die homiletische Inkompetenz von Priestern erleben,
- o wenn Priester und Hauptamtliche in der Pastoral Angst haben, offen zu sagen, was sie denken,
- o wenn Priester ständig am burn-out entlangschrammen, weil sie mit der Verantwortung bzw. der Arbeitsmenge überfordert und zu Delegation und Zusammenarbeit unfähig sind,
- o wenn Kleriker sich auf Sakramentenspendung zurückziehen, ansonsten aber nicht in der Lage sind, auf Menschen zuzugehen und mit ihnen zu kommunizieren,
- o wenn fremdsprachige Priester so schlecht Deutsch sprechen, dass weder das vorgetragene Evangelium noch die abgelesene Predigt verständlich sind,
- o wenn Priester das Bild vom Hirten und der Herde dazu missbrauchen,

- Charismen in der Gemeinde abzuwürgen,
- o wenn Kirche als Moralinstanz in Fragen von Ehe und Familie auftritt, ihre Vertreter aber die eigene (Homo-)Sexualität ausleben,
 - o wenn Klerikern ihr gestörtes Verhältnis zu Körperlichkeit und Sexualität deutlich anzumerken ist, oder sie sich an Kindern vergreifen, weil sie mit ihrer Sexualität nicht zurechtkommen,
 - o wenn Klöster als „gay communities“ funktionieren, in der die Rangordnung sich durch die sexuelle Beziehung zum Oberen sortiert,
 - o wenn Gläubige erleben, dass Priester über Jahre und Jahrzehnte sexuelle bzw. eheähnliche Beziehungen pflegen, die wiederverheiratete Geschiedene aber nicht zum Sakramentenempfang zugelassen ist,
 - o
- Die Liste ließe sich noch lange fortführen.

Priester sind berufen, sich für das Volk Gottes zu heiligen und damit auch Vorbild und Motivation zu sein für die Gläubigen. „Heilig sein“ kann aber nicht heißen verklemmt, überheblich, arrogant, Frauenverachtend, heuchlerisch, ...

Und die Zuordnung von besonderem zu allgemeinem Priestertum kann nicht darin bestehen, dass Kleriker den „Glaubenssinn des Volkes“ ignorieren und meinen, die Krise des Glaubens einfach aussitzen zu können, bis Gott wieder mehr Priester schickt.

Mir ist bewusst, dass die Zulassung von Frauen zu Weihe-Ämtern auch nicht alle Probleme der Kirche lösen würde. Aber mindestens in diesem Punkt würde Kirche Glaubwürdigkeit zurückgewinnen, weil sich viele Gläubige ernst genommen fühlen würden.

Die Zeiten sind vorbei, in denen die Gläubigen sich als Schafherde verstanden und dem Pastor gefolgt sind, ohne darauf zu achten, wohin sie wie geführt werden. Pfarreien mit 12.000 Gläubigen wecken bei mir außerdem eher das Bild von Massentierhaltung. Nachgehende Seelsorge ist bei dieser Größe für den Pfarrer schlichtweg nicht möglich.

Und, um im Bild zu bleiben:

Der Hirte ist auf die Schafe angewiesen, weil sie seinen Lebensunterhalt darstellen. Er sollte sich also hüten, die Herde auf eine karge Weide zu treiben, wenn nebenan sattes Gras wächst. Die Schafe wissen sehr gut, wo es etwas zu fressen gibt. Dementsprechend läuft „im richtigen Leben“ der Hirte oft neben oder hinter den Schafen her...

Es nützt den Schafen auch nichts, wenn der Hirte in Ernährungswissenschaft promoviert hat, vor lauter Begeisterung über die schöne

Theorie aber vergisst, die Schafe aus dem Stall zu lassen.....
In diesem Sinne wünsche ich Ihnen fruchtbare Beratungen!

München, am 03. Sept. 2020

Sr. Hildegard Schreier
Missionarin Christi

**Denn Dein ist das Reich und die Kraft,
ist Herrlichkeit/Fraulichkeit in Ewigkeit.
Amen.**

© Kurt Marti

CORONA UND DIE KIRCHE

J.B. Metz hat einmal gesagt: Die Kurzform für Religion heißt „Unterbrechung“. In den folgenden Überlegungen geht es um die Unterbrechung, die das Corona-Virus für die Kirche bedeutet, genauer für die katholische Kirche in Deutschland. Von jetzt auf gleich wurden öffentliche Gottesdienste verboten. Dass die Kirche sich diesem Verbot fügte, hat ihr manche Kritik eingebracht. Religionsfreiheit dürfe nicht durch staatliche Verbote eingeschränkt werden. Das ging bis zu abstrusen Ideen: Im Gottesdienst und bei der Kommunion könne man sich nicht anstecken, da davon heilende Kräfte ausgingen. Das Gegenteil wurde leider deutlich: Mehrere Gottesdienste unterschiedlicher Kirchen wurden zu Hotspots der Pandemie. Die beiden großen Kirchen stellten sich aber ihrer Verantwortung für das Leben der Menschen und verboten öffentliche Gottesdienste. Das bedeutete einen großen Bruch im kirchlichen Leben. Wie damit umgehen?

**„Virtuelle
Frömmigkeit“
– geht das?**

Schon bald gab es in den Gemeinden virtuelle Gottesdienste: der Priester feierte die Messe allein oder mit ein paar Helfer*innen. Manchmal kommunizierte er alleine. Das wurde dann übertragen und konnte von den Gläubigen im Internet mitverfolgt werden. Doch kann man so auch mitfeiern? „Virtuelle Frömmigkeit“ – geht das? Vielfach

wurde dann von der „geistlichen Kommunion“ gesprochen, die man ja vollziehen könne.

Das war alles gut gemeint, doch es reproduzierte ein Mess-Verständnis reduziert auf den Ritus, auf den die Messe feiernden Priester, auf die Wandlungsvollmacht. Es reproduzierte das vorkonziliare Mess-Verständnis vergangener Jahrhunderte. Frauen, die sonst die Mehrzahl der Mitfeiernden stellen, kamen nicht vor. Gemeinde kam nicht vor. Das bedeutete eine für das heutige Eucharistieverständnis gefährliche klerikale Reduktion. Das wurde exemplarisch deutlich, wenn Priester mit der Monstranz einsam durch die Straßen zogen und die Menschen segnen wollten. Das wirkte wie eine Materialisation der heilenden Gegenwart Gottes. Viele Gläubige konnten damit nichts anfangen, ich auch nicht. Zumal die Übertragungen verständlicherweise oft sehr dilettantisch waren mit starrer Kamera auf den Priester gerichtet. Konnte man so auch die Kartage und Ostern feiern?

Dann wurden wieder öffentliche Gottesdienste unter Coronabedingungen erlaubt: beschränkte Zahl, persönliche Anmeldung, Mundschutz, Anwesenheitsliste, Abstand, Handschuhe, Desinfektionsmittel, kein gemeinsamer Gesang, Kunststoff-Schutzschilde, Zange bei der Kommunion... Wer überwacht das alles? Was geschieht, wenn zu viele kommen? Wie ist das bei Verstößen gegen die Regeln? Bischof Gerhard Feige von Magdeburg sprach in mehreren Interviews von „ausgrenzenden“ Bedingungen, nur die „Starken und Gesunden“ könnten kommen, nicht die „Kranken und Schwachen“. Er fragt, ob solche Feiern wirklich „den Glauben förderten“ oder ob sie zum „Krampf“ werden. So verbot er zunächst solche „sonderbaren Liturgiefeiern“ und sprach von einem „Pyrrhussieg“. Auch in unserer Diözese wurde den Mitgliedern der Risiko-Gruppen geraten, nicht zu den Eucharistiefeiern zu gehen. Doch gerade diese „Risikogruppen“ waren vor Corona die Mehrzahl der Mitfeiernden.

Manche Gemeinden gingen sofort in die Vollen. Da nur eine begrenzte Anzahl von Gläubigen zugelassen werden konnte, wurden mancherorts zusätzliche Messen eingerichtet. Doch die Enttäuschung vieler Pfarrer und Gemeinden folgte auf dem Fuße: Fast überall wurde die zugelassene Zahl nicht erreicht. Man feierte wieder in fast leeren Kirchen. Das mag daran liegen, dass manche Ältere noch Angst vor Ansteckung haben. Doch ich denke, der Bruch geht tiefer.

Ein guter Freund ging regelmäßig am Sonntag in die Messe, weil er sich der Gemeinde zugehörig fühlte, auch wenn er von Messgestaltung/Predigt sehr enttäuscht war. Er wurde krank und konnte ein hal-

bes Jahr nicht in den Gottesdienst gehen. Sein erstauntes Fazit: „Ich habe eigentlich nichts vermisst.“ Das bestätigt eine internationale ökumenische Studie „Contoc“, die bis Mitte Juli läuft. Uwe Beck, Pastoraltheologie in Frankfurt, St. Georgen, Mitglied des Forschungsteams, resümiert erste Ergebnisse (Domradio 18.6.2020): „Es sei geradezu naiv zu denken, man könne nach der Krise in den Zustand vom Januar zurückkehren... Die Sehnsucht nach der Wiederaufnahme der Gottesdienste ist nicht so stark ausgeprägt, wie das vielleicht vor der Krise erwartet worden wäre.“ Warum wohl? Aufgrund vieler Gespräche wage ich eine Antwort: Weil wie unser kranker Freund vorher viele jetzt in der erzwungenen Gottesdienstabstinenz gemerkt haben, dass ihnen eigentlich solche normalen Sonntagsgottesdienste nicht gefehlt haben, um ihren Glauben zu leben. Die Gründe mögen sehr unterschiedlich sein. Vielen ist klar geworden: dieser gewohnte, aber fremde Ritus hat mich nicht mehr berührt. Ich kam mit meinen Fragen im Glauben nicht mehr im Gottesdienst vor. Die Predigt ging an mir vorbei. Die Gottesdienstsprache erschöpfte sich in abgenutzten Formeln, die mich nicht mehr berührten. Interessant die Bemerkung einiger: Das Zusammenstehen mit den anderen, das Erzählen und Quatschen hinterher auf dem Kirchplatz – das hat mir gefehlt, also die Kommunikation nach der Kommunion. Vielleicht sind ja auch die meisten Kirchenräume nicht geeignet für kommunikativere Gottesdienstformen. Die Corona-Krise hat gezeigt, wie morsch und menschenfremd unsere Gottesdienste waren. Dahin gibt es kein zurück.

Übrigens: Auch vor Corona machten manche Kirchen bei ihren Gottesdiensten denselben Eindruck: Wenige, hauptsächlich ältere Leute jeweils mit möglichst weitem Abstand in der Kirche verstreut, meist in den hinteren Bänken. Beim Friedensgruß musste man durch Bänke robben, um die nächsten Mitfeiernden zu erreichen. Also nichts Neues? Doch, diese Zeit hat eine Wunde sichtbar werden lassen: Die Gottesdienste, wie sie häufig gefeiert werden, sind leer geworden und stärken uns oft nicht mehr in unserem Glauben.

Die Gottesdienste, wie sie häufig gefeiert werden, sind leer geworden und stärken uns oft nicht mehr in unserem Glauben.

Doch Uwe Beck warnt vor „Alarmismus“. Er weist auf neue Formen des Gottesdienstes hin. „Viele Christen suchten inzwischen neue Wege, Orte und Verbindungen und lernten, dass sie durch die Online-Möglichkeiten nicht mehr zwingend an ihre Gemeinde vor Ort oder gar an ihre Konfession gebunden seien.“ Das gilt z.B. auch für das Fernsehen. Die Übertragung des Papstse-

gens vor Palmsonntag hat viele bewegt, unabhängig von Konfession und Religion: Der einsame alte Mann, die weiße Gestalt mit mühsamen Schritten auf dem dunklen Petersplatz, seine fragenden, ermutigenden Worte, seine Begrüßung von Pestkreuz und Madonnen-Ikone: Das bewegte alle. Nach meinem Eindruck haben auch die Fernsehgottesdienste im ZDF an Bedeutung für manche gewonnen. Dabei kamen die evangelischen Gottesdienste besser weg als die katholischen, weil sie freier und kommunikativer gestaltet wurden, näher an den Menschen.

Doch es entwickelten sich auch freie Formen von neuen Gottesdiensten: Maria 2.0 oder die kfd laden zu regelmäßigen eigenverantwortlich gestalteten Gottesdiensten ein. Frauen fordern ihren Platz in der Kirche und ihren Ämtern. Vielfach werden Gemeinden von Frauen geleitet. Wenn sie nicht ernst genommen werden, bleiben sie weg. Im Wendland gibt es schon lange wöchentliche Gottesdienste zur Erhaltung der Schöpfung und gegen die Atomenergie und ihre Abfälle, die dort gelagert werden sollen, so wie in Büchel der kirchliche Aktionstag gegen die Atomwaffen. www.onlinekirche.net bietet Gottesdienste mit live-Beiträgen. Doch es entwickeln sich auch spontane Gottesdienstgruppen in Nachbarschafts- und Freundeskreisen, Gruppen um Bildungseinrichtungen und Klöster, wie auch immer. Paare oder Familien treffen sich zum Wochenende, um sich gegenseitig die Schriftstellen vorzulesen und darüber zu sprechen. Da können viele erreicht werden, die mit den traditionellen Messen nichts mehr anfangen können. Wenn Gruppen miteinander 1 Kor 11,23-25 lesen: „Ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert habe. (dann folgt der älteste Einsetzungsbericht, der endet:) Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ und die Gruppe tut dies: Ist das kein Herrenmahl, keine Eucharistiefeyer? Paulus hat das Vermächtnis der Gemeinde übergeben, nicht einer Priesterkaste. Das allgemeine Priestertum wird neu entdeckt und in vielen Formen gelebt. Da ist Kreativität gefragt, Fantasie, Staunen, persönliche Frömmigkeit, Eigenverantwortung und Glauben: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18.20)

Thomás Halík schrieb schon am 1.4.2020 in „Christ und Welt“ in der „Zeit“, dass die leeren Kirchen zur Fastenzeit vielleicht ein Bild der Zukunft seien, aber auch ein Bild des leeren Grabes, weil der Tote inzwi-

„Heute klopft jedoch Christus aus dem Innern der Kirche und will hinausgehen. Vielleicht hat er das gerade getan.“

Thomás Halík

schen auferstanden ist, auferstanden in eine neue Welt hinein. Dort wird er erst von den Seinen gar nicht erkannt. Halík erinnert an das Wort aus der Offenbarung (3,20): „Siehe ich stehe vor der Türe und klopfe an...“, und schreibt: „Heute klopft jedoch Christus aus dem Innern der Kirche und will hinausgehen. Vielleicht hat er das gerade getan.“ „Er ist nicht hier.“ (Mt 28,6) heißt es am leeren Grab. Heißt es auch so in den leeren Kirchen? Es gibt keine „Rückkehr in eine Welt, die es nicht mehr gibt“. So müssen wir ihn draußen suchen, draußen bei den Suchenden und Fragenden, bei den Unsicheren und Traurigen, bei dem Armen und Schwachen.

Wir dürfen auch nicht bei den Fragen, bei der „Unterbrechung“, die die Corona-Krise bedeutet, wie das mit den Gottesdiensten weitergeht, stehenbleiben. Es geht um die Zukunft der Kirche in Deutschland. Auch da ist Neues entstanden: Nachbarschaftsdienste über die Grenzen von Generationen, Konfessionen und Religionen hinweg, neue Achtsamkeit auf den Nächsten und dessen Not, nahe bei den Menschen und ihren Fragen, neue künstlerische Formen. Birgt das nicht auch neue Möglichkeiten für kirchliche Gemeinden und Gruppen? Frauen müssen endlich den ihnen zustehenden gleichen Platz in der Kirche, ihren Leitungsstrukturen und Ämtern finden. Ihr Ausschluss ist nicht weiter zu verantworten. Die männliche Hierarchie hat keine Zukunft. „Heilige Herrschaft“ ist gegen die Worte Jesu und wird von den Gläubigen nicht mehr akzeptiert, ebenso wenig wie die pure Dogmatik, wie Kardinal Müller sie vertritt. Wir sind Suchende, Glaubende auf dem Weg. Papst Franziskus weist vielfach in die richtige Richtung, doch fehlen neue Strukturen, die helfen, die Menschenfreundlichkeit Jesu heute zu leben. Dabei geht es nicht um ein freundschaftliches Geben, sondern um gesellschaftliche Diakonie, um Menschenwürde für alle, Freiheit und um Gerechtigkeit für die Opfer. Wird die Kirche die Unterbrechung, die Corona bedeutet, nutzen?

Werden die Erfahrungen der Corona-Zeit in eine „neue Normalität“ weiterführen oder geht die Entwicklung zu einem nur scheinbar bequemen Zurück wie früher? Diese Fragen gelten nicht nur der Kirche, sondern unserer ganzen Gesellschaft, unserer Wirtschaft und Politik. In den letzten Wochen hörten wir, dass im fernen Sibirien der Permafrost auftaut und Industrieanlagen und Öltürme ins Wanken bringt, da die Fundamente nicht mehr tragen. Ich sehe darin ein Bild unserer Zeit: Die Fundamente unserer Weltgesellschaft, der Globalisierung, der „Strukturen, die die Reichen immer reicher machen auf Kosten der Armen, die immer ärmer werden“ (Lateinamerikanische Bischofskon-

ferenz von Puebla, Nr. 30 1979!) zerbröseln und sind nicht mehr tragfähig für die Zukunft. Das spüren angesichts Corona inzwischen auch die Mächtigen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Da ist keine Zeit mehr für die Machtdogmatiker der alten Schule. Militärpolitik und Stellvertreterkriege zerstören nur, töten Menschen und verbrauchen die Ressourcen, die für die Menschen gebraucht werden. Die Steigerung des Bruttosozialproduktes wird die Welt nicht gerechter machen. Wo sind die Ideen, wo sind die Menschen, die die Corona-Unterbrechung der scheinbaren Selbstverständlichkeiten unserer Welt wahrnehmen und neue Wege, wirtschaftlich, sozial, ökologisch, menschenfreundlich anbahnen und gehen? Das muss von unten her geschehen. Die, die jetzt oben sind, haben daran kaum Interesse. Kirche kann diese neuen Wege nicht weisen, wohl aber sie begleiten und ermutigen.

Ferdinand Kerstiens

Ferdinand Kerstiens, Pfr. em., Mitglied des Freckenhorster Kreises

Fels und Satan - Gedanken zu Mt 16,21-27

Von da an begann Jesus, seinen Jüngern zu erklären: Er müsse nach Jerusalem gehen und von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten vieles erleiden, getötet und am dritten Tag auferweckt werden. Da nahm ihn Petrus beiseite und begann, ihn zurechtzuweisen, und sagte: Das soll Gott verhüten, Herr! Das darf nicht mit dir geschehen! Jesus aber wandte sich um und sagte zu Petrus: Tritt hinter mich, du Satan! Ein Ärgernis bist du mir, denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.

Darauf sagte Jesus zu seinen Jüngern: Wenn einer hinter mir hergehen will, verleugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es finden. Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben einbüßt? Um welchen Preis kann ein Mensch sein Leben zurückkaufen? Der Menschensohn wird mit seinen Engeln in der Herrlichkeit seines Vaters kommen und dann wird er jedem nach seinen Taten vergelten.

(Einheitsübersetzung)

Zunächst ein Übersetzungshinweis: In der alten Einheitsübersetzung hieß es: „Weg von mir, Satan.“ In der neuen Einheitsübersetzung: „Tritt hin-

ter mich, du Satan!“ Dieser Satz ist leider auch jetzt nicht genau übersetzt: „Weg von mir“ – hier steht im griechischen Text dasselbe Wort, mit dem Jesus die Dämonen austreibt. Petrus wird hier also den bösen Geistern gleichgesetzt, die den Menschen nicht frei lassen, sondern in ihre Macht zwingen. So bewahrt sich Jesus seine Freiheit dem Petrus gegenüber, der ihn von seinem Weg abbringen will. Dann folgt noch ein anderes Wort: „hinter mich“. Dieses Wort steht bei den Jüngerberufungen: Kommt, folgt mir nach, hinter mir her. Der Satz Jesu lautet deswegen: „Weg von mir, du Satan, hinter mich“, wie es sich für einen Jünger gehört. Hier wird das Widersprüchliche, oder besser das Barmherzige im Verhalten Jesu deutlich. Er ruft Petrus, den Fels und den Satan, wieder in seine Nachfolge. Ich beziehe mich im Folgenden auf den ersten Teil des heutigen Evangeliums.

Das heutige Evangelium gehört mit dem vom vergangenen Sonntag ganz eng zusammen. Deswegen möchte ich den Schluss des letzten Evangeliums in Erinnerung rufen. Da hieß es: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen.“ Dieser Satz ist tausendfach in der katholischen Kirche zitiert worden. Er gilt als Begründung des Papsttums und steht deswegen in goldenen Lettern in der Kuppel von St. Peter in Rom. „Weg von mir, du Satan, hinter mich!“ Diesen Satz findet man kaum irgendwo in theologischen Büchern oder kirchlichen Verlautbarungen zitiert, schon gar nicht in der Petruskuppel.

Die unterschiedliche Gewichtung dieser beiden Sätze Jesu spiegelt die ganze Schiefelage in der Kirchenlehre und in der Kirchenwirklichkeit, die viele Christinnen und Christen heute als besonders belastend erleben. Die Selbstherrlichkeit des Papsttums, die abgehobene Fülle seiner Macht und seine Stellung im Kirchenrecht liegen hier begründet. Die Irrtümer der Päpste, ihre Schuld an vielen Fehlurteilen, werden weitgehend verschwiegen. In der Kirchengeschichte, wie ich sie gelernt habe, kam das Versagen der Päpste und der Kirche als ganzer nicht vor.

Die Kirche und die Christinnen und Christen können – so lehrt uns das ganze Kapitel 16 bei Matthäus „Fels und Satan – hinter mir her!“ – auch offen in Bekenntnis und Umkehr mit der eigenen Schuld umgehen, so zum Beispiel mit den sexuellen Verbrechen an Kindern und Jugendlichen durch Priester und Ordensleute. Lange hat man das verschwiegen und vertuscht, nicht an die Opfer gedacht. 75 Jahre hat es

gedauert, bis die heutigen Bischöfe sich zum Schuldigwerden ihrer Vorgänger im Zweiten Weltkrieg bekannt haben. Die „Kirche“ durfte nicht durch Kritik von außen und Selbstkritik „beschmutzt“ werden.

Die katholische Kirche gleicht ja heute noch in vielen Zügen mehr einem absolutistisch regierten Staat als einer Nachfolgegemeinschaft Jesu. Papst Franziskus will es wohl anders, so seine Worte zur Dezentralisierung, Synodalisierung und stärkere Ortsbindung kirchlicher Strukturen, aber er traut sich nicht, die Konsequenzen daraus zu ziehen, siehe sein Schweigen zu den Forderungen der Amazonassynode und seine Bestätigung der neuesten römischen Verfügung mit Antworten von vorgestern zu Fragen der Zukunft von Gemeinden und Kirche.

Da wundern mich die großen Austrittszahlen aus der katholischen Kirche nicht. 270 000 waren es im letzten Jahr in Deutschland. Wahrscheinlich, es ist dringend nötig, über das Papsttum und die ganze Struktur unserer Kirche neu nachzudenken. Es geht darum, das Papsttum, das ganze hierarchische System, den Klerus wieder in Kirche und Gemeinde zu integrieren. Dann ist auch Platz für verheiratete Priester und Frauen in allen kirchlichen Ämtern.

Matthäus stellt bewusst beide Sätze nebeneinander in einem unlösbaren Zusammenhang. Petrus ist der Fels und der Satan, und so hält Jesus an ihm fest. Die erste Christenheit hat Petrus nicht glorifiziert. Sie hat auch weiter von seiner Schuld erzählt, von seinem Versagen. Petrus stellt sich dem Leidensweg Jesu in den Weg. Er denkt die Gedanken der Menschen, nicht die Gedanken Gottes. Wo denken wir die Gedanken der Menschen, nicht die Gedanken Gottes?

Ich finde es großartig von der jungen Kirche, dass sie beides überliefert hat. Sie hatte die Kraft, auch das Versagen Petri nicht zu verschweigen. Die endgültige Formulierung dieser doppelten Stelle von Bekenntnis und Versagen Petri und den entsprechenden Worten Jesu ist erst in der Zeit nach der Auferstehung gefunden worden. Sie ist ja kein Protokoll, das die übrigen dabei anwesenden Jünger aufgeschrieben haben. Es ist das Bekenntnis der jungen Jerusalemer Gemeinde zu ihrem Hauptzeugen, dem Fundament ihrer Gemeinde. Das ist sein einmaliger Dienst und Auftrag, in dem er keine „Nachfolger“ hat. Erst Jahrhunderte später haben sich die römischen Bischöfe auf ihn bezogen und damit ihre Macht über die ganze Kirche ausgebaut.

In dem Lebensweg des Petrus und in den Worten Jesu zu ihm liegt

eine tröstliche Botschaft auch für uns. Petrus wurde trotz seiner Schuld nicht ausgewechselt, sondern immer wieder neu bestätigt. Dann wird Gott auch uns nicht auswechseln. Deswegen „dürfen“ wir schuldig werden, ohne dass Gott uns verwirft, wenn wir – auch dafür ist Petrus ja ein Beispiel – nicht an unserer Schuld festhalten, sondern sie bereuen und wieder neu seine Wege zu gehen versuchen „hinter ihm her“, auch wenn wir uns vorher als „Satan“ ihm mit seiner Menschenfreundlichkeit und Barmherzigkeit in den Weg gestellt haben, der ihn bis zum Kreuz führte, so auch uns in seiner Nachfolge.

Das gilt auch für die Kirche Jesu, für alle christlichen Kirchen, für ihre Amtsträgerinnen, Amtsträger und Mitglieder. Sie alle sind zusammen ein Haus voll Hoffnung und voll Schuld. Sie sind begleitet von der Verheißung Jesu, dass die Pforten der Hölle, die Todesmächte, sie nicht endgültig überwältigen. Je ehrlicher die Kirche darauf vertraut, desto glaubwürdiger wird sie für die Menschen. Auch die Kirche ist „simul peccator et justus“ „zugleich sündig und gerechtfertigt“, wie Luther das von dem einzelnen Gläubigen sagt.

Wenn wir dies anerkennen, dann können wir gelassener und ehrlicher mit der Schuld umgehen, mit der eigenen Schuld und mit der Schuld der Kirche. Wir brauchen nichts zu vertuschen. Wir können es bekennen und getrost darauf vertrauen, dass Gott weder uns noch seine Kirche verwirft. In diesem Sinn gelten die Worte Jesu zu Petrus: „Fels und Satan“ auch heute. Wenn auch das Papsttum das für sich annimmt, dann brauchte es nicht so viel Selbstrechtfertigung, nicht so viel Macht über die Gewissen, nicht so viel Herrschaft über Menschen. Wir müssen den Papst und die ganze hierarchische Struktur unserer Kirche wieder in die sündig-heilige Kirche Jesu Christi integrieren, die wir alle sind. Das ist wichtig auch für die Ökumene, für die Zusammenführung aller christlichen Kirchen im Geiste Jesu. Dann ist der Papst mit uns und wie wir auf dem Wege, dann wird er nicht von oben herab urteilen und verurteilen, sondern mit uns zusammen den richtigen Weg suchen und uns dabei „ermutigen und stärken“, wie es Jesus dem Petrus aufgetragen hat (Lk 22,32).

Ferdinand Kerstiens



„Wie ich ökologisch bekehrt wurde ...“

Ein Bekenntnis von Papst Franziskus

Bei einer Ansprache an eine Expertengruppe, die mit der französischen Bischofskonferenz zum Thema der Enzyklika „Laudato Sí“ zusammengearbeitet, bekannte Franziskus sich am 3. Sept. 2020 zu seiner ökologischen Umkehr.

Ich danke Ihnen allen für Ihren Besuch, und ich danke dem Vorsitzenden der [französischen] Bischofskonferenz. Ich sehe, dass jeder von Ihnen die Übersetzung meiner vorbereiteten Rede hat. Aber es gehört zur ökologischen Umkehr, keine Zeit zu verlieren. Deshalb haben Sie den offiziellen Text schriftlich in Händen. Jetzt und hier ist es mir wichtiger, spontan zu Ihnen zu sprechen. Den ursprünglich geplanten Text meiner Rede haben Sie ja.

Mit einem Stück aus meiner Lebensgeschichte möchte ich beginnen. Im Jahr 2007 hat in Brasilien, in Aparecida die Bischofsversammlung für Lateinamerika stattgefunden. Ich gehörte zur Redaktionsgruppe für das Schlussdokument. Da wurden Text-Vorschläge zum Amazonasgebiet eingereicht. Ich sagte: „Was nehmen diese Brasilianer das Amazonas-Gebiet so wichtig! Was hat Amazonien mit der Evangelisierung zu tun?“ So dachte ich im Jahr 2007. Aber im Jahr 2015 kam die Enzyklika „Laudato Sí“ heraus. Ich hatte einen Weg der Umkehr, der Einsicht in das ökologische Problem zurückgelegt. Vorher hatte ich nichts verstanden!

Als ich nach Straßburg zur Europäischen Union kam, schickte Präsident Hollande die Umweltministerin Ségolène Royale zu mir. Im Flughafen sprachen wir anfangs nur kurz miteinander, denn es gab ja bereits ein Programm. Aber dann, am Ende, kurz bevor wir abreisten, mussten wir noch etwas warten und konnten unser Gespräch wieder aufnehmen. Frau Ségolène Royale sagte mir: "Stimmt es, dass Sie etwas über Ökologie schreiben?" – „Das ist richtig!“ – „Bitte veröffentlichen Sie es vor dem Treffen in Paris!“

Ich habe das Team angerufen, das gerade an der Abfassung arbeitete – (Sie sollen also wissen, dass ich den Text nicht allein geschrieben habe; es gab vielmehr ein Team von Wissenschaftlern, ein Team von Theologen; und wir haben alle gemeinsam daran gearbeitet) – ‚ich rief also dieses Team an und sagte: „Das Schreiben muss vor dem Treffen in Paris herauskommen“ – „Aber warum?“ – „Um Druck auszuüben.“ Von Aparecida bis zur Enzyklika „Laudato Sí“ habe ich einen inneren Weg zurückgelegt.

Als ich anfang, an eine solche Enzyklika zu denken, rief ich eine gute Gruppe von Wissenschaftlern zusammen und sagte: „Nennen Sie mir alle Dinge, die eindeutig bewiesen sind, keine Hypothesen, also Realitäten.“ Und sie trugen all das zusammen, was Sie heute lesen können. Dann rief ich eine Gruppe von Philosophen und Theologen zusammen [und sagte]: „Ich würde gerne darüber nachdenken. Bearbeitet das Thema und diskutiert mit mir darüber“. Sie machten die erste Arbeit, dann arbeitete ich daran. Und schließlich war die Endredaktion meine Aufgabe. So entstand der Text.

Das jedoch will ich besonders hervorheben: vom Nicht-Verstehen in Aparecida 2007 bis zur Enzyklika. Ich möchte davon Zeugnis ablegen. Wir müssen daran arbeiten, dass alle diesen Prozess der ökologischen Umkehr gehen können.

Danach kam die Amazonien-Synode. Als ich nach Amazonien reiste, habe ich viele Menschen getroffen. Ich war in Puerto Maldonado, im peruanischen Amazonasgebiet. Ich habe mit Menschen aus den verschiedensten indigenen Kulturen gesprochen. Auch habe ich mit Stammesführern zu Mittag gegessen, alle waren ihrer Tradition entsprechend gekleidet und mit Federn geschmückt. Sie äußerten sich mit Weisheit und hoher Intelligenz! Also nicht nur Intelligenz, sondern auch Weisheit. Und dann fragte ich sie: „Wo arbeiten Sie?“ – „Ich bin Universitätsprofessor.“ Ein Indigener, der hier Federn trug, aber in der Universität einen Anzug. „Und Sie, gnädige Frau?“ – „Ich bin für das Bildungsministerium dieser ganzen Region zuständig.“ Und so eine nach der anderen. Und dann eine junge Frau: „Ich bin Studentin der Politikwissenschaft“. Da merkte ich, wie sehr wir das Bild der indigenen Völker zu korrigieren haben, die wir uns nur mit Pfeil und Bogen vorstellen. Bei ihnen entdeckte ich die Weisheit der indigenen Völker, auch die Weisheit des „buen vivir“, wie es bei ihnen heißt. Das „gute Leben“ ist nicht die dolce vita, nein!; ist nicht die dolce far niente, nein! Gutes Leben ist ein Leben in Harmonie mit der Schöpfung. Wir haben diese Weisheit des guten Lebens verloren. Die ursprünglichen Völker öffnen uns wieder Türen. Einige der Ältesten aus den ursprünglichen Völkern des westlichen Kanada beklagen sich darüber, dass ihre Enkelkinder in die Stadt abwandern, moderne Bräuche übernehmen und ihre Wurzeln verlieren. Der Verlust der Wurzeln ist nicht nur ein Drama der Aborigines, sondern auch der zeitgenössischen Kultur.

Diese Weisheit also, die wir vielleicht mit unserem übertriebenen Intellekt verloren haben, [gilt es] wiederzuentdecken. Wir sind kopflastig („macrocéfalos“) geworden - das ist eine Sünde: Viele unserer

Universitäten lehren uns nur Ideen, Begriffe... Wir sind Erben des Liberalismus, der Aufklärung... Aber wir haben die Harmonie der drei Sprachen verloren. Die Sprache des Kopfes – das Denken; die Sprache des Herzens – das Fühlen; die Sprache der Hände – das Tun. Um zu dieser Harmonie zurückzufinden, sollte jeder denken, was er fühlt und tut; sollte jeder fühlen, was er denkt und tut; sollte jeder tun, was er fühlt und denkt. Das ist die Harmonie der Weisheit. Es ist nicht die Disharmonie der Spezialisierungen – das meine ich jedoch nicht abwertend. Spezialisten werden gebraucht, solange sie in der menschlichen Weisheit verwurzelt sind. Spezialisten, die sich von den Wurzeln dieser Weisheit getrennt haben, sind Roboter.

Bei einem Gespräch über künstliche Intelligenz – im Dikasterium für Kultur haben wir eine hochrangige Studiengruppe zur künstlichen Intelligenz – fragte mich neulich jemand: „Wird künstliche Intelligenz zu allem fähig sein? – Künftige Roboter werden fähig sein, alles zu tun, was ein Mensch tut!“ „Oder gibt es Ausnahmen?“ – sagte ich: „Wozu sind sie denn nicht fähig?“ Der Mensch dachte ein wenig nach und sagte: „Den Robotern fehlt die Zärtlichkeit“. Die Zärtlichkeit ist wie die Hoffnung. Beide sind – wie Peguy sagt – „arme“ [anspruchslos bescheidene] Tugenden. Sie sind Tugenden, die zärtlich sind, keine Ansprüche stellen... Ich glaube – das möchte ich betonen –, dass wir bei unserer ökologischen Umkehr an solcher Art Humanökologie arbeiten müssen; dass wir unsere Zärtlichkeit und unser Feingefühl entwickeln müssen... Sie, mit Ihren Kindern... Die Fähigkeit, Zärtlichkeiten auszutauschen, verhilft dazu, gut in Harmonie zu leben.

Es gibt noch etwas Anderes, was ich zur Humanökologie sagen möchte. Ökologische Umkehr hilft uns, die allgemeine Harmonie wieder zu entdecken, die Verbundenheit von allem mit allem: alles ist miteinander verbunden, alles steht in Beziehung zueinander. In unseren Gesellschaften haben wir diesen Sinn für menschliche Verbundenheit verloren. Ja, es gibt Vereinigungen, es gibt Gruppen – wie die Ihre –, die zusammenkommen, um etwas zu tun... Aber ich meine hier diese grundlegende Beziehung, aus der die menschliche Harmonie hervorgeht. Häufig geht uns der Sinn für die Wurzeln, für die Verflochtenheit verloren. Der Sinn für Verflechtung. Wenn Menschen den Sinn für ihre Wurzeln verlieren, verlieren sie ihre Identität. – Aber nein doch! Wir sind doch moderne Menschen! Wir denken zwar an unsere Großeltern, unsere Urgroßeltern... – Längst vergangen! – Es gibt jedoch noch eine andere Realität, nämlich die Geschichte; wir gehören zu einer Tradition, zu einer Menschheit, zu einer Lebensart... Deshalb

ist es heute sehr wichtig, sich darum zu kümmern, die Wurzeln unserer Zugehörigkeit zu hegen, damit Gutes daraus wächst.

Deshalb ist heute der Dialog zwischen Großeltern und Enkelkindern notwendiger denn je. Es mag seltsam erscheinen, aber wenn ein junger Mensch – Sie alle hier sind jung – keinen Sinn für die Beziehung zu seinen Großeltern, keinen Sinn für seine Wurzeln hat, wird er auch die eigene Geschichte, seine eigene Menschlichkeit nicht voranbringen können, sondern sich schließlich mit den gegebenen Umständen arrangieren müssen. Menschliche Harmonie aber duldet keine Kompromisse. Die Politik jedoch – eine andere notwendige Kunst – soll man auf diese Weise betreiben, mit Kompromissen, weil das alle voranbringen kann. Nicht aber die Harmonie. Wenn Sie keine Wurzeln haben, kann ihr Baum nicht wachsen. Ein argentinischer Dichter, Francisco Luis Bernárdez – einer unserer großen Poeten, der bereits tot ist, – hat gesagt: „Alles, was am Baume blüht, lebt von dem, was unter der Erde ist.“ Wenn menschliche Harmonie fruchtbar wird, dann nur auf Grund ihrer Wurzeln.

Warum nun der Dialog mit den Großeltern? Mit den Eltern zu sprechen, ist sehr wichtig. Aber die Großeltern haben noch etwas darüber hinaus, wie guter Wein. Je älter der Wein, desto besser schmeckt er. Davon versteht Ihr Franzosen etwas, nicht wahr? Die Großeltern haben diesen besonderen Geschmack, diese Weisheit. Die folgende Passage aus dem Buch Joel hat mich stets herausgefordert: „Die Großeltern werden Träume haben. Die Alten werden Träume haben und die jungen Menschen werden Propheten sein“. Die jungen Menschen sind Propheten, die alten die Träumenden. Anscheinend ist es das Gegenteil, aber so ist es! Immer dann, wenn man mit den alten Menschen, mit den Großeltern spricht. Das ist Humanökologie.

Es tut mir leid, aber wir müssen zum Ende kommen, denn auch der Papst ist ein Sklave der Uhr. Aber ich wollte Ihnen doch gerne diese Erfahrung aus meiner Lebensgeschichte erzählen, damit wir vorankommen. Das Schlüsselwort ist Harmonie. Und das Schlüsselwort des Menschlichen ist Zärtlichkeit, die Fähigkeit zu lieblosen. Die menschliche Struktur ist eine von vielen politischen Strukturen, die notwendig sind. Die menschliche Struktur ist der Dialog zwischen Alt und Jung.

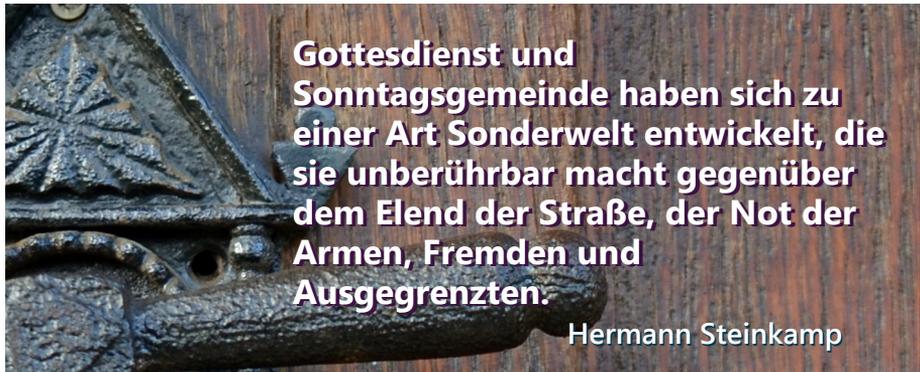
Ich weiß zu schätzen, was Sie tun. Gerne sende ich Ihnen [meinen Redetext] für Ihr Archiv – Sie werden ihn dann später lesen können – und gerne wollte ich Ihnen von ganzem Herzen sagen, was ich empfinde. Das schien mir humaner. Ich wünsche Ihnen alles Beste. Et

priez pour moi. J'en ai besoin. Ce travail n'est pas facile. Et que le Seigneur benisse vous tous. [Und beten Sie für mich. Ich brauche es. Meine Arbeit ist nicht einfach. Der Herr segne Sie alle].

Quelle: http://w2.vatican.va/content/francesco/it/speeches/2020/september/documents/papa-francesco_20200903_laici-ecologia.html

Übersetzung aus dem Spanischen:
Mitglied des Freckenhorster Kreises

Norbert Arntz, Pfr. em.,



Berichte aus dem Ständigen Arbeitskreis (StAK) des Fk

Heinz Bernd Terbille

„Aggiornamento oder Restauration? Der Säkularisierung ist beides egal....“

Unter diesem Thema wollte Prof. Dr. Jan Loffelt mit 30 Teilnehmer*innen über die fraglich gewordene Nichtnotwendigkeit Gottes und die Glaubwürdigkeit der Kirche nachdenken. Dazu hatte der Ständige Arbeitskreis (StAK) zur diesjährigen offenen Jahrestagung am 3. Oktober 2020 in die LVHS Freckenhorst eingeladen. Die Tagung sollte nach Absprachen mit der LVHS bezüglich Teilnehmerzahl, Teilnehmerliste und Raumgröße unter Corona-Bedingungen gehalten werden.

Weil Prof. Loffelt wegen der Corona-Krise nicht aus den Niederlanden anreisen durfte, haben Mitglieder des StAK kurzfristig die Tagung mit Hilfe des nachfolgenden mit Leitfragen strukturierten Textes aus seiner Habilitationsschrift „Der nicht notwendige Gott“ und abschließenden Anstößen zu persönlichen Äußerungen geplant.

Drei Fragen an ... Jan Loffelt

1. Die christlichen Kirchen verlieren - vor allem in Zeiten von Corona - rapide an Mitgliedern. Selbst aufwendige Reformprogramme scheinen diesen Prozess nicht aufhalten zu können. Die einen sprechen von einer Kirchen-, die anderen von einer Gotteskrise. Sie führen eine Relevanzkrise des Evangeliums von jenem "Leben in Fülle", das der christliche Glaube anbietet, ins Feld und haben Ihrer Habilitationsschrift den Titel "Der nicht notwendige Gott" gegeben. Für überzeugte Christ:innen eine ziemliche Provokation, oder? Was meinen Sie damit?

Prof. Loffelt: Genau, Corona wirkt unübersehbar als ein Katalysator für Prozesse, die mindestens schon in den 1950er Jahren begannen. Zweifelsohne stehen wir auch in einer Gottes- und Kirchenkrise, die beide letztlich von einer fraglich gewordenen Glaubwürdigkeit Gottes bzw. der Kirche ausgehen. Allerdings werden diese Deutungen nicht der gesamten Realität gerecht. Denn einmal finden manche Menschen, die etwa die Frage nach Gott und dem Leid existentiell erleben, gerade bei Gott eine Hilfe oder erleben ihren Glauben durch Krisenerfahrungen sogar vertieft. Zugleich: auch dort, wo die Kirche auch aus Sicht Anderer einen "guten Job macht" und in diesem Sinne glaubwürdig ist - etwa in der Jugendpastoral- finden häufig ebenfalls Entfremdungsprozesse statt. Daher habe ich versucht nach einer weiteren Erklärung zu suchen: Fast alle Menschen erleben ihr Leben interessanterweise nach wie vor als optimierungs- und vielleicht sogar als erlösungsbedürftig, brauchen für die Beantwortung dieser Fragen allerdings immer weniger einen liebenden Gott, der ihnen etwa jenes 'Leben in Fülle', eine 'letzte Gerechtigkeit oder 'Vergebung der Schuld' ermöglicht. Da hat man andere Strategien gefunden, die zumeist ausschließlich innerweltlich funktionieren und gleichzeitig völlig ausreichen.

Lange dachte man, dass Religion bei allen Menschen als Bewältigung der natürlichen Lebensgrenzen, das heißt angesichts der Sinnfragen bei Krankheit und Tod funktioniert. Doch nicht zuletzt die gegenwärtige Pandemie hat gezeigt: auch in existentiellsten Nöten greifen immer weniger Zeitgenoss*innen auf die Sinnressourcen des Christentums zurück. Gleichzeitig ist der Glaube damit aber auch aus allen Verzwekungen befreit. Daher sage ich gern: Nie war Religion freier als heute. Die Nicht-Notwendigkeit Gottes führt also in eine neue und echte Freiheit hinein. Daher ist hier m.E. jede Art von Kulturpessimismus unangebracht. Vielleicht hat die Kirche aufgrund ihres eklatanten Macht-

verlustes, der mit solcher Art von Säkularisierung einhergeht, mehr Schwierigkeiten mit dieser Situation als Gott selber; der seine Schöpfung ja die völlige Freiheit geschenkt hat. Vielleicht, weil nur ein freier Glaube auch ein ehrlicher ist.

2.. Menschen nehmen ihre Erlösung also selbst in die Hand. Wie tun sie das?

Prof. Loffelt: Bei Trauerfeiern etwa habe ich erlebt, dass es in erster Linie wichtig ist, vor dem versammelten sozialen Umfeld eines Verstorbenen darüber zu erzählen, welches gutes Leben dieser Mensch vor seinem Tod gehabt hat. Das weist auf eine wichtige innerweltliche Erlösungsstrategie hin: von sich und dem eigenen Leben (etwa in digitalen Netzwerken) so zu erzählen, dass es zustimmungsfähig für andere wird - etwa durch likes und followers. Letztlich zeigt sich hier ein gnadentheologischer Zusammenhang: das Heil kommt von außen, allerdings in diesem Fall wie vielen anderen Fällen braucht es dazu keinen Gott und keinen Himmel.

3. Wie kann denn das zentrale christliche Verkündigungsmoment der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen in die heutige Zeit übersetzt werden? Und was bedeutet das dann für pastorale Angebote?

Prof. Loffelt: Ich denke, dass vor aller Übersetzung das persönliche Relevanz erleben darüber entscheidet, ob ich mich überhaupt mit etwas auseinandersetze. Das stellt unsere vorwiegend diskursiv aufgestellte Theologie vor ziemliche Schwierigkeiten. Denn eine noch so gute Übersetzung etwa aus einer anderen Sprache oder einem anderen Lebensbereich interessiert doch nur, wenn ich auch den Inhalt irgendwie für bedeutsam halte. Kurzum: vortheologische Plausibilisierungen, die ohne Zweifel weiterhin wichtig sind, muss der Glaube einen relevanten Mehrwert gezeigt haben.

Das geschieht häufig über die Erfahrung. Hier in den Niederlanden, einem der säkularsten Länder der Welt, können beinahe alle unsere Theologiestudierenden sehr präzise einen Moment oder ein Erlebnis benennen, an dem sie das Bedürfnis verspürten, eine gemachte Erfahrung tiefer zu reflektieren. Dies ist sicherlich völlig anders, als in volk-kirchlichen Zusammenhängen, von deren Enge man sich sehr berechtigt mithilfe rationaler Reflektion befreit hat. Der zukünftige Weg des Christentums als Erlösungsreligion könnte also durch Erfahrungsräume gehen, in denen sich das Erlebte performativ als relevant - und in einem zweiten Schritt auch als - plausibel erschließt. Anders gesagt:

Erlösung gibt es faktisch nur noch in der Erste-Person-Perspektive, indem jemand sein eigenes Leben bzw. Erleben als begrenzt deutet und darin auf das Angebot zurückgreift, das der Glaube machen möchte. Die Zeiten, in denen man autoritär eine für alles und jeden passende Botschaft verkünden konnte und selbstverständlich davon ausging, dass diese wie von selbst relevant ist, sind - Gott sei Dank! - vorbei.

Impulsfragen

- 1) Wie erleben Sie Ihre Realität: fehlt der Gesellschaft, Ihrem Umfeld, Ihnen etwas, wenn Glaube und Kirche "nicht stattfinden"? Wenn ja, was?
- 2) Arbeiten wir nicht implizit noch häufig nach den Regeln der „Disziplinargesellschaft“: Menschen sollten auch zur Erkenntnis dessen kommen, was uns wichtig ist, ansonsten verpassen sie etwas (Gott, Gemeinde, Solidarität, humane Werte ...)?
- 3) Zwischen Aktivismus und Depression: Was könnte es praktisch bedeuten, dass unsere Gemeinden künftig vermutlich immer stärker mit der faktischen Irrelevanz ihres Tuns konfrontiert sind?

Statt Absage der üblichen offenen Jahrestagung im Herbst war die gewählte Alternative eine glückliche, wie die Diskussionen mit sachlichen und sehr persönlichen Beiträgen zu den Schlüsselworten „Gott“ und „Erlösung“ in kleinen Gruppen und im Plenum zeigten.

Summe: Christliche Religion wird nur dann als bedeutsam und hilfreich erfahren, wenn ihre Erlösungsverkündigung auch durch dunkle Stunden trägt. Das Glaubensbekenntnis Dietrich Bonhoeffers ist dazu ein beredtes Beispiel. Mit diesem Bekenntnis am Ende einer meditativen Wort-Gottes-Feier schloss die Jahrestagung.

Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen. Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.

Ich glaube, dass auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind, und dass es Gott nicht schwerer ist, mit ihnen fertig zu werden,

als mit unseren vermeintlichen Guttaten.

Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.



Projekt „2020 an der Seite der Armen“

Seit dem Herbst 2019 plant der Ständige Arbeitskreis des Freckenhorster Kreises das Projekt „2020 an der Seite der Armen“ als überdauerndes Thema nach den bekannten Arbeitsschritten „Sehen – Urteilen – Handeln“.

Zum ersten Arbeitsschritt „Sehen“ traf sich eine Gruppe Interessierter am 31. 10. 2019 im Bischöflichen Priesterseminar, Domplatz 8, in Münster. Die Teilnehmer berichteten von Begegnungen mit von Altersarmut Betroffenen, mit Hartz IV – Empfängern, Vereinsamten, Gefangenen, Flüchtlingen aus Krisengebieten, Menschen mit Behinderungen, mit pflegenden Angehörigen, mit Menschen in unsicheren Arbeitsverhältnissen.

Der zuletzt für den 31.10.2020 geplante Perspektivwechsel „Urteilen – An der Seite der Armen“ mit Prof. Dr. Hermann Steinkamp als Impulsgeber musste wegen der Corona-Pandemie abgesagt werden. Mit

seiner Interpretation des Beispiels vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25-37) aus der Perspektive der Armen Lateinamerikas lädt er nun hier die Leser ein, sich „mit einer Gestalt, einer Begebenheit, einem Motiv der jeweiligen biblischen Erzählung zu identifizieren“.

Das Evangelium - aus der Perspektive der Armen

In den Elendsvierteln von Sao Paulo, Lima und anderswo lesen die Armen die Geschichte vom barmherzigen Mann aus Samarien anders als wir es gewohnt sind.

Das beginnt damit, dass sie sich - wie es für ihre Art, die Bibel zu lesen typisch ist - mit einer Gestalt, einer Begebenheit, einem Motiv der jeweiligen biblischen Erzählung identifizieren, in diesem Fall mit dem Mann, der auf der Straße von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber fiel.

Durch diese Sichtweise sind dann natürlich auch die anderen Figuren der Geschichte betroffen. Für die Christen in Lateinamerika z.B. sind die Räuber jene Großgrundbesitzer, die ihnen willkürlich ihre Existenz rauben, indem sie die Landarbeiter, notfalls mit Hilfe gedungener Mörderbanden, von ihrer Scholle vertreiben.

Aber man kann die Pointe dieser Lesart auch auf andere Zusammenhänge anwenden: die Armen der Dritten und die Reichen der Ersten Welt, auf die Arbeitslosen und die Lohnempfänger, auf Flüchtlinge und Menschen, die eine Heimat und ein Dach über dem Kopf haben. Wenn wir im reichen Norden der Erde diese Lesart - und die in ihr enthaltene Anklage - an uns heranlassen und nicht abwehren, dann bestreitet sie uns, in erster Konsequenz, die liebgewonnene Rolle der „Samariter“ der Armen, Entwicklungshilfe wäre dann die Rückzahlung der geraubten Schätze der Konquistadoren, die das „Startkapital“ unseres heutigen Reichtums bildeten.

Jedoch eröffnet diese andere, man könnte sie auch eine „strukturelle“ oder „systemische“ Interpretation nennen, neue Möglichkeiten, auch die anderen Figuren der Geschichte neu zu deuten: den Priester und den Leviten, von denen die Geschichte erzählt, dass sie den Überfallenen sahen und vorübergingen. Diese wären dann nicht die Anti-Helden der Geschichte (Walter Dirks), die „Sündenböcke“, vor deren Kontrastfolie der Samariter in umso hellerem Licht erscheint.

Sie sind vielmehr Repräsentanten des Kults und des Tempels, der zu jener Zeit bekanntlich nicht nur Gotteshaus war, sondern zugleich Sitz der Staatsbank und der kommunalen Verwaltung.

Sie repräsentierten gleichzeitig den Kult, der seine eigenen Gesetze und Plausibilitäten entwickelte, die beiden wären zum Beispiel - hätten sie das blutende Opfer berührt - unrein geworden, hätten ihren Kultdienst nicht verrichten können. Dass Tempel und Kult immer schon von den Propheten im Namen der Armen angeklagt wurden, deutet auf eine bis heute fortdauernde Tendenz hin: dass Gottesdienst und Sonntagsgemeinde eine Art Sonderwelt entwickeln, die sie unberührbar macht gegenüber dem Elend der Straße, der Not der Armen, Fremden und Ausgegrenzten.

Die zugehörige Plausibilität - den Reinheitsgesetzen des Priesters und des Leviten vergleichbar - lautet: für die Notleidenden, die Obdachlosen, Alkoholiker und Drogensüchtigen sind Diakonie und Caritas zuständig. Auch sie kommt in der Erzählung vom barmherzigen Samariter bereits vor, symbolisiert in der Herberge und dem Wirt, in dessen Hände jener sein Opfer bringt.

Dass die christlichen Kirchen und ihre großen diakonischen Organisationen bis auf den heutigen Tag solche „Herbergen“ betrieben, Krankenhäuser und Pflegeheime, Obdachlosenasyile und Beratungsstellen, soll durch diese Interpretation nicht beargwöhnt werden. Nicht die Existenz der organisierten Diakonie stellt ein Problem dar, wohl aber - und darin kulminiert die Kritik an der herrschenden Praxis der hiesigen Kirchen - die „Abspaltung“ von Gottesdienst und Dienst am Nächsten, von Religion und Politik.

Warum ist diese „Arbeitsteilung“ von Gottesdienst und Predigt auf der einen Seite und Diakonie auf der anderen problematisch?

Die theologische Antwort auf diese Fragen gibt die Samariter-Erzählung selbst nicht, sie kann aber in der Rahmenerzählung gefunden werden, in die sie eingebettet ist. (Für viele Theologen ist die Geschichte geradezu ärgerlich, weil Gott in ihr nicht vorkommt: das wirkt sich übrigens auf die Spiritualität der Diakonie aus, die sich von der „frommen“ Spiritualität der Priester und Mönche unterscheidet, weniger in Gebet und Meditation, als im meist wortkargen Dienst am Nächsten erweist).

Die Rahmenerzählung beginnt, wir erinnern uns, mit der Frage des Schriftgelehrten an Jesus, was er tun müsse, um „ewiges Leben zu erben“, wie Martin Luther übersetzt. In heutiger Sprache: was muss ich tun, um „gültig“, „sinnvoll“ zu leben, so dass mein Leben gelingt? Es ist die Frage nach der richtigen Lebenspraxis, aber nicht nur der individuellen, sondern auch der „richtigen Praxis“ der Gemeinde.

Auf die Frage Jesu, was denn im Gesetz zur Frage des „richtigen Le-

bens“ stehe, antwortet jener, wie er es gelernt hat: Gott und den Nächsten lieben. Jesu lapidare Aufforderung: „Tue das, dann wirst du leben“, deutet auf jenen wunden Punkt, den wir täglich als Differenz erleben zwischen dem, was wir als richtig erkennen, und dem, wie wir handeln. Der Schriftgelehrte weiß offenbar um diese leidvolle Diskrepanz, die wir Abend für Abend erfahren, wenn uns die grauenvollen Bilder aus immer neuen Krisenregionen erreichen, er kennt wie wir die Scham, die wir empfinden, wenn wir wieder einmal an einem Bettler vorüber gegangen sind, aber auch die Gefühle der Ohnmacht, nicht allen helfen zu können, die uns darum bitten.

„Wer ist denn mein Nächster?“ - die Frage klingt aggressiv, ohnmächtig oder auch zynisch-rhetorisch, je nach Situation des Fragenden. Jesus beantwortet sie nicht, sondern erzählt stattdessen die Geschichte vom barmherzigen Mann aus Samarien.

Am Ende dann die Frage, wer dem Überfallenen zum Nächsten geworden sei, scheinbar die gleiche, und doch eine ganz andere als die, wer denn alles meine Nächsten seien, wem denn allen ich helfen soll. Keine Über-Ich-Frage, sondern eine religiöse, die Pointe Jesu einleitend: der da zupackt, erfährt das Geschenk der Gottesnähe, „ewiges Leben“, Leben in Fülle. Der Helfende als der Beschenkte: das stellt unsere Plausibilität über Starke und Schwache, Gesunde und Kranke, Arme und Helfer auf den Kopf!

Die „Größe“ des Samariters, worin besteht sie denn? „Als er ihn sah, ging es ihm durch und durch“, lautet eine Übersetzung. Er wurde ergriffen: ist das edles Handeln eines moralisch guten Menschen oder handelt da ein anderer an ihm? Allenfalls könnte man die Berührbarkeit des Samariters als seine „Kompetenz“ benennen, und: dass kein Gesetz, und sei es noch so heilig, ihn abhalten konnte, sich um den Geschundenen zu kümmern.

Für uns in Europa und unsere Diakonie stellt diese andere Lesart der Samariter-Erzählung und der Versuch, sie in die Tat umzusetzen, die entscheidende Herausforderung dar, uns mit dem Zusammenhang von Räuber- und Samariter-Rolle auseinanderzusetzen.

Der vor einigen Jahren verstorbene schwedische Theologe Per Frostin hat die Aufgabe so formuliert: Die Option für die Armen kann dann zu einer Frohen Botschaft für die Nicht-Armen werden, wenn sie uns als Aufruf zur Umkehr erreicht, zur „Bekehrung in der Metropole“.

Nichts Spektakuläres ist gemeint, keine Saulus-Paulus-Kehrtwende! Aber vielleicht: morgens die Zeitung mit den Augen der Armen lesen,

abends die Bibel. „Hunger und Durst nach Gerechtigkeit“ – was ja mehr ist als die mentale Zustimmung zur Idee einer gerechteren Welt!

Ebenso wichtig: unsere Berührbarkeit erhalten. Das könnte „Programm“ einer diakonischen Gemeinde werden...

Hermann Steinkamp

Hermann Steinkamp promovierte 1966 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn in Philosophie, 1972 folgte in Würzburg an der Julius-Maximilians-Universität die Promotion in Theologie.

Er war von 1975 bis 2004 Professor für Pastoralsoziologie und Religionspädagogik an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster.

Förderung von „Donum vitae“ und „Frauenwürde“ durch den Frekenhorster Kreis

Zur Information über das Selbstverständnis und die Beraterarbeit beider Vereine hatte der Ständige Arbeitskreis (StAK) des FK die 1. Vorsitzende des Vorstandes des „Frauenwürde e.V.“, Annegret Laakmann, in seine Sitzung am 25. 10. 2020 eingeladen. Da Corona bedingt die Sitzung abgesagt werden musste, informierte Annegret Laakmann die Mitglieder des StAK durch folgenden Text:

Frauenwürde – Donum vitae

Die letzte Reform des Abtreibungsrechtes wurde wegen der notwendigen Neuregelung des Rechts in Folge der deutschen Einheit vorgenommen. Die in den beiden Teilen Deutschlands unterschiedliche Handhabung – hier Indikationsregelung, dort Fristenregelung – musste nach dem Einigungsvertrag von 1990 zu einem gemeinsamen Recht geführt werden.

Die nach einem langen Beratungsprozess zustandegekommene Neuregelung erklärt den Abbruch weiterhin für rechtswidrig, unter den Bedingungen der §§ 218 und 219 Strafgesetzbuch in Verbindung mit § 5 Schwangerenkonfliktgesetz innerhalb der ersten 12 Schwangerschaftswochen aber für straffrei. Es waren Sachverständige aus allen gesellschaftlich relevanten Gruppen – auch aus den Kirchen – gehört und beteiligt worden. Es berücksichtigt die Erfahrungen, dass Abtreibungen vorgenommen werden – unabhängig davon, ob sie durch Gesetze verboten oder ob sie unter bestimmten Bedingungen erlaubt sind – und dass das Leben des Kindes nur mit der Mutter und nicht

gegen sie geschützt werden kann.

Die Schwangerenberatungsstellen der katholischen Verbände Caritas und SKF berieten im gesetzlichen System. Das gefiel einigen Bischöfen nicht. Sie wandten sich zwecks Klärung an den Papst.

So erhielten die „lieben Brüder im Amt“ einen Brief aus Rom mit der dringenden Bitte des Papstes, keine Beratungsscheine mehr auszustellen, aber in der gesetzlichen Beratung zu verbleiben, was den deutschen Bischöfen die Quadratur des Kreises abverlangte.

Frauen und Männer aus der IKvu und der KirchenVolksBewegung reagierten noch im selben Monat mit einer Demonstration bei der Sitzung des Ständigen Rates der Deutschen Bischofskonferenz mit einer Frauenkonferenz auf der zugigen Domplatte in Köln Anfang März 1998 und schließlich mit der Gründung des Vereins Frauenwürde e.V. im Sommer 1998.

Die „Projektgruppe“ und später der Verein wollte die bischöfliche Arbeitsgruppe kritisch begleiten, eigene Lösungen entwickeln und – falls ein Verbleib der katholischen Beratungsstellen in Deutschland in der Schwangerschaftskonfliktberatung nicht möglich ist – selbst Beratung mit Ausstellung des Beratungsnachweises vorbereiten.

Einige der Mitglieder dieser Gruppe waren Schwangerschaftskonfliktberaterinnen bei der Caritas. Für diese war ganz klar, dass ein Ausstieg aus der gesetzlichen Beratung ein Rückzug der Kirche aus einem gesellschaftlichen Problemfeld darstellen würde und sie – die Kirche – die Augen vor Konflikten verschließe und sie letztendlich Frauen, die sich in besonderer Entscheidungsnot befinden, nicht mehr erreichen.

Der neue Verein wurde vor allem durch Anhänger*innen der KirchenVolksBewegung und Mitgliedsgruppen der IKvu unterstützt.

Auch im ZdK forderten Gruppen den Verbleib in der gesetzlichen Konfliktberatung, wollten aber „der doppelten Bitte Johannes Pauls II entsprechen, in der Beratung präsent zu bleiben, gleichzeitig aber einem Anschein kirchlicher Beteiligung an Abtreibungen vorzubeugen“ (Publik-Forum Nr. 13 1998 „Schwangerenkonfliktberatung – Wer nimmt die Zügel in die Hand?“)

In dieser Zeit gab es eigentlich gute Kontakte zum ZdK. Der KirchenVolksBewegung wurde sogar eine „Mitgliedschaft“ angetragen.

Allerdings, was die Konfliktberatung betraf, gab es große Aversionen. Bereits im Winter 1998/1999 bis in den Sommer 1999 haben wir immer wieder versucht, Kontakt zum ZdK aufzunehmen, um vielleicht einen gemeinsamen Weg zu suchen. Leider wurde uns nicht einmal geantwortet.

Nach der Gründung von donum vitae e.V. während der Herbstvollversammlung der Bischöfe 1999 in Fulda habe ich eine der Gründungsfrauen angesprochen und um einen Gesprächstermin gebeten. Dieses Gespräch kam dann im Oktober zu Stande – wörtliche Aussage des ZdK-Vertreters, der telefonisch mit uns einen Termin vereinbaren sollte: „Da Sie uns ja die Pistole auf die Brust setzen.“

In diesem Gespräch wurde sehr deutlich, dass donum vitae sich am Konzept der deutschen Bischofskonferenz orientierte, das einen durch die Beraterin abzuarbeitenden Katalog von „Hilfen“ und den Zusatz auf der Beratungsbescheinigung, dass diese Bescheinigung „keinerlei Akzeptanz eines Schwangerschaftsabbruchs“ bedeute, vorsah und dass man in uns „unbedarfte Schmuddelkinder“ sah, die die erwartete Zusammenarbeit mit den Bischöfen gefährden würde. So vereinbarten wir gegenseitige Kontakte in der Weiterarbeit. Diese Kontakte wurden immer wieder nur von unserer Seite gesucht.

Wie „ängstlich“ donum vitae agierte, zeigte sich auch in einer nicht angenommenen Einladung der Diakonie auf die Wartburg im Januar 2000. Dort sollten donum vitae und Frauenwürde die Lage schildern, die Konzepte erläutern. (Ich war da, morgens hin und abends zurück, das waren noch Zeiten! Von donum vitae war nicht einmal eine Abgabe gekommen.)

Ende 1999 wurde immer klarer, dass der Ausstieg nicht mehr abzuwenden war. Wie verzweifelt manche Bundesländer waren, macht der Ausspruch einer Referentin des zuständigen Familienministeriums NRW zum geplanten Zusatz auf der Beratungsbescheinigung von donum vitae deutlich: „Wenn die Beratung bescheinigt wird, kann da auch 'in Köln ist Kirmes' draufstehen.“

In NRW fielen 61 von 167 Konfliktberatungsstellen weg. Wir hatten dem Land drei Stellen zugesagt – unsere erste sollte in Olpe sein, denn der Erzbischof von Paderborn hatte den Ausstieg zum 1. Jan. 2000 verkündet. Gegen Ende 1999 waren zwei weitere Vereine in NRW im Entstehen. Frauen beraten – eine Planung des SKF – und donum vitae NRW. Das Land war alarmiert und bat uns – den inzwischen gegründeten Frauenwürde NRW e.V. -, uns dem Zusammenschluss von Frauen beraten und donum vitae NRW anzuschließen, damit sie nur einen Ansprechpartner hätten. Die Gründungsfrauen von Frauen beraten/donum vitae NRW waren uns bekannt, es waren Kolleginnen der Beraterinnen in unserem Verein. Diese baten uns um einen Beitritt, um ein Gegengewicht zur konservativen Ausrichtung des Vereins donum vitae e.V. zu haben.

Diese Zusammenarbeit in NRW klappt sehr gut. Wir zahlen zwar einen hohen Beitrag, bekommen aber sachkundige Unterstützung in vielen Arbeitgeberfragen und günstige Fortbildungen. Und der NRW e.V. ist tatsächlich der „fortschrittlichste“ Verein bei donum vitae.

Zu verschiedenen anderen Landesvereinen von donum vitae suchten wir durch unsere Ortsvereine in Hessen und Rheinland-Pfalz immer wieder Kontakt und Möglichkeiten zur Zusammenarbeit. Aber da sind wir doch immer noch die „Schmuddelkinder“, die „läppische“ feministische Gruppe.

Der Freckenhorster Kreis unterstützt den Frauenwürde e.V. von Beginn an. Dafür sind wir sehr dankbar. Der Bundesverein unterstützt die Arbeit der Beratungsstellen vor Ort und unterstützt auch Frauen, die sich wegen des Bezuges von Hartz IV keine Verhütungsmittel leisten können. Für Hygienemittel sind im Hartz IV-Satz ca. 16 € monatlich vorgesehen – ein Schwangerschaftsabbruch aber wird in diesem Fall bezahlt. Wir versuchen seit Jahren, politisch diese Situation zu ändern. So haben wir erreicht, dass in einigen Kreisen und kreisfreien Städten inzwischen Hartz IV- Empfängerinnen Verhütungsmittel finanziert bekommen (und der Frauenwürde e.V. immer seltener einspringen muss). Dafür müssen wir mehr und mehr bei Ersatzbeschaffung von Möbel, Computern usw. oder bei Projekten in den Beratungsstellen unterstützen.

Ich grüße Sie ganz herzlich

Annegret Laakmann

Es geht den Kirchen in Deutschland in jeder Hinsicht gut, mit einer Ausnahme: dass sie den Kontakt zur Seele der meisten Menschen verloren zu haben scheinen, sie also innerlich nicht mehr ansprechen können.

Franz Xaver Kaufmann



Heute als Christ leben – Glauben ohne amtliche Verordnung

(Prof. Dr. Gottfried Bachl (gest. 03.2020) war Geistlicher Beirat des Katholischen Akademikerverbands Salzburg. Die folgenden Passagen aus seinem „Salzburger Brief 19“ aus dem Jahr 2009 könnten heute geschrieben sein.)

Die Gegenwart annehmen und leben

In der kirchlichen Atmosphäre spüren wir zurzeit den wachsenden Drang, alles Denken und Wünschen zurückzuwenden und unter das Joch des Ehemaligen zu spannen. Als wäre das selige Gestern das Ziel der Sehnsüchte. Die schönen Kopfbedeckungen der Prälaten versperren oft genug in symbolischer Art das Bewusstsein im rückwärtigen Augenblick. Und wir atmen abgestandene Luft, schleppen verschimmelte Probleme, museale Dinge und Sprachspiele weiter durch die Zeit. Aber es gibt Neues unter der Sonne, gegen Kohelet gesprochen, es gibt zu entdecken und zu lernen. Jetzt. Denn wir lesen in der Bibel vom Alpha und Omega der Zeit und von der Sorge, dass das eine nicht vom anderen gerissen wird. Aber es steht auch geschrieben, in sehr eindringlichen Sätzen, die Einladung, den heutigen Tag nicht zu versäumen, die Warnung, nicht am aktuellen Augenblick vorbei zu leben. „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht“ (Heb 37-4,7).

Auf diese Gegenwärtigkeit hat sich das Zweite Vatikanum ausdrücklich verpflichtet: „Als Zeuge und Künder des Glaubens des gesamten in Christus geeinten Volkes Gottes kann das Konzil dessen Verbundenheit, Achtung und Liebe gegenüber der ganzen Menschheitsfamilie, der dieses ja selbst eingefügt ist, nicht beredter bekunden als dadurch, dass es mit ihr in einen Dialog eintritt“ (Kirche und Welt 3).

Klerikal dominierte Ordnung

1752 canones zählt der Codex des kanonischen Rechts, in dem die geltende Ordnung für die Katholische Kirche zusammengefasst ist. Ein gewaltiges Gerüst an Gesetzen und Regelungen. Legt man das Buch neben eines der Evangelien und vergleicht die Gestalt der Texte, ist der Eindruck groß. Das Maß an rechtlicher Organisation, die Ausprägung des klerikalen Elements, dessen Übergewicht sich überall durchsetzt, das im römischen Papst den stärksten Ausdruck hat, verblüfft. Dem römischen Papst allein wird die zentrale Entscheidungsgewalt zugesprochen, die an keine andere Instanz gebunden ist. „Gegen ein Urteil oder ein Dekret des Papstes gibt es weder Berufung noch Beschwerde.“ (can. 333§2).

Es wird auch die Verwunderung nicht ausbleiben darüber, dass von dem spontanen, charismatischen, nicht eben priesterfreundlichen Jesus dieses massive System gegründet worden sein soll, und der Zwei-

fel, ob er sich in diesem Gebilde wiedererkennen könnte. Das Handicap, das die katholische Kirche zu tragen hat, ist die extrem klerikal dominierte Ordnung, die alle Bewegung schwer und langsam macht. Dazu kommt das hohe Maß an Selbstbezogenheit dieser Gruppe, vor allem auf bischöflicher und päpstlicher Ebene, Selbstfeier, Selbstdarstellung in einem Personenkult, dessen ästhetische Anziehung ohne Wenn und Aber genossen wird. Wer will das alles in nachvollziehbarer Logik auf den Willen Gottes zurückführen? In der ungebremsen Selbstsetzung des Klerus rückt dieser immer wieder in die Mitte, als ginge es um die heilige Sache des Evangeliums. Mit dieser Vergötzung ist verbunden die Immunisierung gegen alle kritische Befragung.

Gleiche Chance der Geschlechter

Den männlichen Pfaffen gibt es schon die längste Zeit der Tradition, es war schon reichlich Gelegenheit, mit dieser Figur Erfahrungen zu machen. Das weibliche Gegenstück dazu konnte sich noch nicht entwickeln. Die sakrale Zicke taucht höchstens in den Witzen auf, die man sich in traditionalistischen Zirkeln erzählt. Was den Männern schon ausgiebig möglich war, die Entstellung der geistlichen Rolle zur Karikatur, das steht den Frauen noch bevor. Die gleiche Chance, sich in der amtlichen Position zu bewähren oder zu scheitern.

Von dieser Möglichkeit zu reden, jetzt, in dieser Atmosphäre, bei der konkreten Besetzung der hohen Leitungsposten in der Kirche, mutet gewiss recht utopisch an. Aber es ist möglich, in der Gegenwart Impulse zu sehen, die vermutlich über sie hinaus wirken werden:

- Die Mutation der Stimmung, die seit längerem in Gang ist, bedeutet immerhin, dass die Selbstverständlichkeit der amtlichen Rollenverteilung in der katholischen Kirche unwiderruflich gebrochen ist.

- Die Reihe der Argumente, die den Ausschluss der Frau vom geistlichen Amt begründen sollten, ist gesichtet und faktisch auf ein einziges reduziert. Dieses allein verbleibende Argument benützt das kirchliche Lehramt mit umso größerem Eifer: die Autorität Jesu verbiete die Zulassung der Frau zum Priestertum, weil Jesus in bewusster Wahl nur Männer zu Aposteln gemacht und damit der Kirche eine bleibende Regel eingestiftet hat. Die Tragfähigkeit dieser Begründung ist freilich sehr strittig, und es wächst allenthalben die Überzeugung, dass es überhaupt keinen Grund gibt, die Frau vom priesterlichen Amt fernzuhalten.

- In nicht wenigen christlichen Konfessionen außerhalb der katholischen Kirche sind die Frauen schon zum religiösen Amt zugelassen. Von dieser Seite her kommt auf die katholische Lösung ein gewisser Druck, weil nun Erfahrungen gemacht werden, die dazu einladen, es ebenfalls selbst zu versuchen.

- Die Erforschung und kritische Prüfung der Tradition hat längst zur Einsicht geführt, dass die Überlieferung ein komplexes Handicap ausgebrütet hat, die denunzierende, abwertende Behandlung der Frauen im binnenkirchlichen Bereich. Das Eingeständnis dieses historischen Defizits müsste wohl begleitet sein von der Erkenntnis, wie ideologieanfällig das männliche Lehramt sein kann.

- Nach dem Neuen Testament sind die ersten Zeugen der Auferstehung Frauen, nicht Männer. Der Kirchenvater Hieronymus nennt sie daher „Apostellinnen der Apostel“ und deutet damit eine mögliche Argumentation für das Priestertum der Frau an.

(aus: Quart – Zeitschrift des Forums Kunst-Wissenschaft-Medien, Nr.3/2020, S.21-23)

+++Termine +++++Termine +++++Termine +++++Termine+++

(Die folgenden Termine stehen alle unter dem Vorbehalt Corona-bedingter Absage oder zeitlicher Verlegung)

Einkehrtag(!) in der LVHS Freckenhorst, Mo.04. Januar 2021, 9.00 Uhr bis 14.00 Uhr

Die Einkehr ist unter Beachtung der in der LVHS vorgeschriebenen Sicherheitsmaßnahmen nur eintägig geplant. Zu dieser verkürzten Einkehr hat Frau Jutta Lehnert, Pastoralreferentin und feministische Theologin aus Koblenz, folgendes Thema gewählt: Der Stoff, aus dem die Bibel ist.

Schwerpunkte der Betrachtung sind Kapitel 16 aus der Apostelgeschichte und aus Phil 2 der Philipperhymnus. Was können uns heute diese alten Texte noch sagen? Die ordentliche Einladung zum Einkehrtag wird am 16. 12. 2020 versandt.

Vollversammlung 2021 am Freitag, 19. März, 16.30 Uhr bis 21.00 Uhr im Pfarrzentrum Nienberge-Münster. Außer den üblichen Regularien dieser Versammlung wird Frau Andrea Voß-Frick über die Bewegung „Maria 2.0“ berichten.

Vom 07.04.bis 09.04.2021 ist die zweite Auflage der Einkehrtage mit Wilhelm Bruners geplant.

Ein **theologischer Abend soll am 29.04.2021 mit Prof. Michael Seewald** in der Aula der KSHG zum Thema „Hierarchisch versus Synodal“ stattfinden.

Bitte um Beachtung: In dieses Heft ist ein Sepa-Überweisungsschein für Spenden zu den Brasilien-Projekten des Freckenhorster Kreises eingefügt.

Freckenhorster Kreis

FK-Sprecher

Ludger Funke
E-mail: ludger.funke@gmx.de
Ludger Ernsting
E-mail: ludger.ernsting@t-online.de
Astrid Brückner
E-mail: astrid.brueckner@gmx.net

FK-Büro:

Freckenhorster Kreis
c/o Gasthaus Recklinghausen
z.H. Monika Otto
Heilige Geist Str.7
45657 Recklinghausen
E-mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Schriftleitung:

Heinz Bernd Terbille

Layout:

Ingrid Terbille
Baltrumstr. 23
45665 Recklinghausen
Tel: 02361/46117 Fax: 02361/492049
E-Mail: hb.terbille@t-online.de
i.terbille@t-online.de

Unsere Konten:

Ludwig Wilmes, verantwortlich
Tel: 02536 1408

DKM BIC: GENODEM1DKM

Brasilien: IBAN: DE42 4006 0265 0003 799701

Amparo: IBAN: DE15 4006 0265 0003 799702

Demetrius: IBAN : DE31 4006 0265 0003 799705

Beitragskonto:

IBAN: DE69 4006 0265 0003 799700
Mitglieder (M) 35 Euro
Interessenten (I) 7,50 Euro